

Wiener Stadt-Bibliothek.

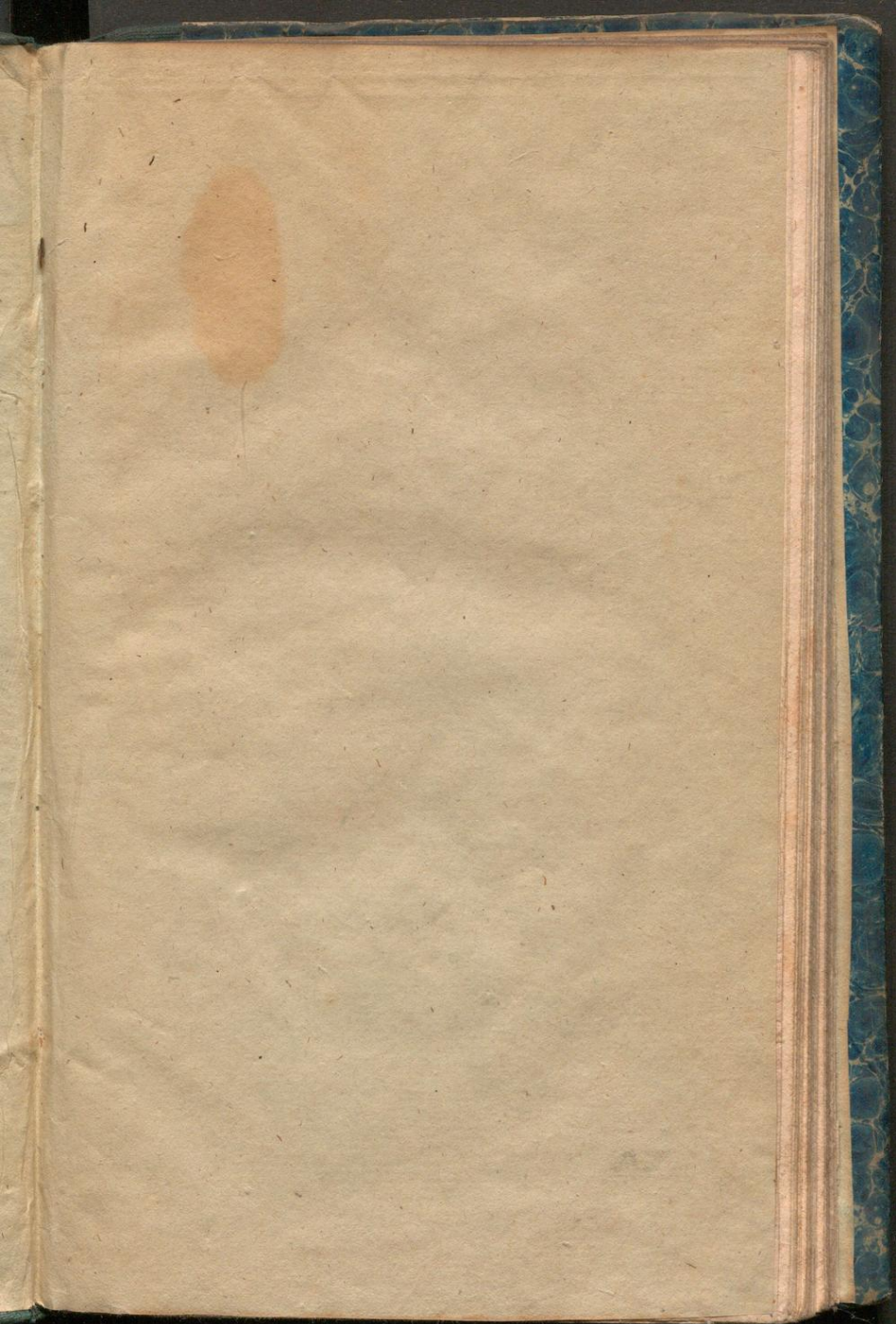
8199

A

7170

A IV $\frac{3}{2}$









Das würde ich nie zugeben,
edler Herr! Seite 6.

Wahre Geschichten,
welche sich
in den letzten Jahren zugetragen haben.

Zur
Belehrung und Warnung
für
die Jugend
gesammelt
von
Leopold Chimani.

(Mit einem Kupfer.)

Vierte vermehrte Auflage.

W i e n.

Bei dem Verfasser und im Verlagsgewölbe des k. k.
Schulbücher-Verschleißes bey St. Anna in der
Johannis-Gasse.

1821.

Bei Herausgabe dieser vierten verbesserten und vermehrten Auflage will ich nur den Ältern, Lehrern und Kinderfreunden für die allgemeine Verbreitung dieser Schrift danken, und sie bitten, diese neue Auflage mit gleicher Rücksicht aufzunehmen.

Wien am 17. Julius 1820.



6
F VII
0

190

Die ehrliche Soldatenfrau.

Eine arme Soldatenwitwe, welche ihre vier kleinen Kinder mit Handarbeit kümmerlich ernährte, ging von dem Dorfe S* in die Stadt, um die Näharbeiten, welche sie die Woche hindurch verfertigt hatte, zu dem Kaufmanne zu tragen, der sie bey ihr bestellt hatte. Auf dem Wege traf sie zwey Reisende zu Pferd an, die sich in ein Gespräch mit ihr einließen.

Während sie mit einander über verschiedene Dinge sprachen, und die Witwe ihnen ihre kummervolle Lage schilderte, trübte sich der Himmel, eine schwarze Wolke zog heran, und drohete Sturm und Platzregen. Die Reisenden gaben den Pferden den Sporn, und ritten schnell fort, um so viel möglich vor dem Gewitter die Stadt zu erreichen. Auch die Soldatenfrau verdoppelte ihre Schritte.

Schon hatte es dicht zu regnen angefangen; die Frau eilte, so viel sie konnte, sie lief aus allen Kräften und strauchelte — über einen Sack mit Geld. Gleich dachte sie, daß ihn einer der zwey Reisenden könnte verloren haben, und beschloß ihn zurückzugeben. Jetzt eilte sie nur noch mehr, um entweder die Reisenden, welche sich irgendwo untergestellt haben mochten, einzuhohlen, oder sie doch wenigstens in der Stadt zu treffen.

Die zwey Reiter hatte wirklich der Platzregen noch auf dem Wege erreicht; sie ritten im vollen Galop nach der Stadt, und als sie im Gasthose abstiegen, bemerkte einer derselben, ein reicher Kaufmann, daß der

Mantelsack, der hinten am Sattel angeschnallet war, aufgegangen, und daß durch das starke Rütteln beym Reiten auf dem Wege der Geldsack sich losgemacht habe, und herausgefallen sey. Er setzte sich wieder zu Pferd, ritt auf dem nämlichen Wege zurück, um zu suchen, und allenthalben zu fragen, ob nicht jemand sein verlornes Geld gefunden habe.

Aber schon unter dem Stadtthore begegnete ihm die Soldatenwitwe. Freudig hob sie den Geldsack ihm entgegen, und sagte, daß sie ihn gefunden und geeilt habe, ihm denselben zurückzustellen. Der Reisende dankte ihr herzlich, und nöthigte sie, mit ihm in den Gasthof zu kommen.

Als sie dort in dem Zimmer, welches sein Reisegefährte indessen gemiethet hatte, ankamen, legte der Reisende den Geldsack auf den Tisch und sagte: „Ich danke es der göttlichen Vorsehung, ich bin reich — Sie aber sind, wie sie auf dem Wege selbst gestanden haben, — arm, die Mutter von vier unversorgten Kindern. Ich kann ihre Redlichkeit nicht besser belohnen, als wenn ich das Geld in diesem Sacke, welches ich schon halb für verloren hielt, mit ihnen ehrlich theile. Mein Herz wünschte, daß ich es Ihnen ganz geben könnte, wenn ich nicht die Hälfte zur Fortsetzung meiner Reise dringend nöthig hätte.“ „Das würde ich nie zugeben, edler Herr! antwortete die brave Frau, ich gab gern zurück, was ich gefunden habe, und was nicht mein ist; so muß ich handeln, und jeder andere Redliche würde ein Gleiches gethan haben.“ Der Herr drang in sie, die Hälfte des Geldes anzunehmen, die Frau weigerte sich hartnäckig. „Je nun, sagte dann der Kaufmann, weil Sie durchaus nichts an-

nehmen wollen, so will ich dieses Geld, welches ich Ihnen hier in Gegenwart meines Freundes und eines zweyten Zeugen feyerlich schenke, in meiner Handlung auf Zinsen anlegen; den Gewinn werde ich Ihnen jährlich gewissenhaft schicken. Das Capital gehört Ihren Kindern; diese können es haben, wenn sie wollen, nach meinem Tode müssen sie es nehmen. Den Schenkungsbrief werde ich zu Hause ausfertigen, und dem Gerichte Ihres Wohnortes zusenden. Sie speisen heute mit mir; kommen Sie in dieses Zimmer wieder, wenn Sie Ihre Geschäfte verrichtet haben; froh wollen wir das Mittagsmahl einnehmen; nach Tische muß ich abreisen."

Die Witwe kam zum Mittagessen. Man bath sie, ihr Päckchen im Nebenzimmer abzulegen. Während des Mahles schlich sich der Kaufmann fort, und steckte heimlich hundert Gulden in das Päckchen. Nach Tische trennte man sich unter vielen Segnungen und Herzenswünschen.

Erst gegen Abend kam die Witwe nach Hause. Da liefen ihr schon die Kinder freudig entgegen, und erzählten ihr, daß ein reitender Bothe aus der Stadt von einem Kaufmanne, den die Mutter gut kennen mußte, da gewesen sey, und ihnen Tuch, Leinwand, Halstücher, Schürzen und andere schöne Sachen gebracht habe. Der Bothe habe gesagt, daß die Mutter selbst das Geld zum Macherlohn, ohne daß sie es wüßte, nach Hause trüge. Die Mutter möchte nur in ihrem Päckchen nachsuchen.

Die Frau erkannte sogleich den edlen Wohlthäter. Sie fiel mit ihren Kindern auf die Knie, dankte Gott, und bethete für den braven Mann, der sie so reichlich

und auf eine so edle Art für einen kleinen Dienst belohnet hatte.

Was der Kaufmann noch weiters versprochen, hält er bis jetzt auch pünctlich. Zur bestimmten Zeit schickt er der Witwe die Zinsen des geschenkten Capitals, welche immer von Geschenken an Kleidungsstücken für die Kinder begleitet werden. Der Schenkungsbrief liegt bey Gerichte. Die Witwe und ihre Kinder aber unterlassen nicht, täglich für ihren Wohlthäter zu bethen, und die Kinder haben sich zum Sprichworte gemacht: Wir wollen unserer Mutter ähnlich werden; lieber alles soll uns fehlen, nur die Redlichkeit nicht.

Nothwendige Aufsicht über Kleine Kinder.

Unter allen Geschöpfen ist der Mensch in der ersten Kindheit am unbehüllichsten. Welche Wartung, Pflege und Sorgfalt braucht das kleine Kind, da hingegen das Pippchen, wie es aus dem Eye ausgekrochen ist, läuft, und auf die vorgeworfene Speise pickt? Kinder können ihren Altern und besonders ihren Müttern die Mühe und Sorge, die vielen schlaflosen Nächte, welche sie zu ihrer Pflege von der Geburt an verwendet haben, nicht genug vergelten. Ohne ihre Hülfe würden sie vielleicht in den ersten Lebensstagen gestorben, oder an ihrem Körper siech und krüppelhaft geworden seyn.

Aber selbst nach den ersten Lebensjahren brauchen die Kinder die Hülfe der Altern und eine sorgfältige Aufsicht. Manche Altern sind durch ihre Geschäfte verhindert, immer mit eigenen Augen über ihre Kleinen zu wachen; sie vertrauen dieselben den Dienstbo-

then, oder älteren Geschwistern an, und gehen ihrer Arbeit nach. Diese müssen nun die ihnen anvertrauten Kinder sorgfältig hüten, und nie aus den Augen lassen, da die Kleinen in ihrer Geschäftigkeit, in ihrem Leichtsinne und Unverstande mancherley Dinge unternehmen, die ihnen höchst gefährlich und schädlich sind, weil sie die Folgen ihres Thuns und Treibens noch nicht einsehen können.

Hier folgen einige traurige Geschichten, welche sich in den letzten Jahren zugetragen haben. Sie mögen allen, welchen Kinder anvertraut sind, zur Warnung dienen.

Ein Schloffer, der in Wien in der Leopoldstadt im zweyten Stockwerke wohnte, war am 16. October 1814 wie gewöhnlich zu seiner täglichen Arbeit in die Werkstätte gegangen; seine Frau war in der Stube beschäftigt, und setzte ihre dritthalbjährige Tochter vor die Thür auf den Gang, der mit einem eisernen Gitter geschlossen war. Die kleine Tochter spielte Anfangs sitzend mit dem Spielzeuge, das ihr die Mutter zum Zeitvertreibe gegeben hatte, endlich ging sie auf dem Gange hin und her, und guckte in den Hof hinab, um zu sehen, was da geschehe. Es kam ein Mann mit einer Dreh-Drgel, und stellte sich gerade unter den Gang, auf welchem sich die Kleine befand. Sie konnte ihn nun nicht genau sehen. Sie wollte mit dem Kopfe zwischen den Stäben des eisernen Gitters durchdringen. Das ging nun nicht an. Sie versuchte es an verschiedenen Stellen; endlich kam sie dahin, wo ein Stab ausgebrochen war. Mit Begierde steckte die Kleine den Kopf und halben Leib durch, sah auf die Dreh-Drgel, bekam das Übergewicht, fiel in den Hof, und verwundete sich so sehr, daß sie bald darauf starb. Man stelle

sich den Schrecken der Mutter vor, als sie ihre liebe Tochter so übel zugerichtet sah. Wird sich nicht auch derjenige Vorwürfe gemacht haben, dem es zugestanden ist, das Gitter ausbessern zu lassen? Wäre es zu seiner Zeit geschehen, so hätte das arme Kind nicht dieses Unglück nehmen können.

Die Gärtnerinn Witt ech zu Wangschütz in Schlessen hatte im October 1814 Geschäfte in der Mühle, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt lag. Bevor sie dahin ging, legte sie ihr Kind, welches erst neun Wochen alt war, in die Wiege, und entfernte sich dann, als dasselbe fest schlief. In der Hoffnung, daß sie bald wieder zurück seyn würde, lehnte sie die Stubenthür nur obenhin zu, ohne sie fest zuzuschließen.

Während ihrer Abwesenheit drang das Zuchtschwein, das im Hofe frey herum lief, in die Küche, wo es sich öfters Abfälle vom Gemüse und dergleichen gehohlet hatte, und da es hier nichts fand, öffnete es sich mit dem Rüssel die Stubenthür, die nicht in die Klinke eingefallen war, und kam in die Stube. Das schlafende Kind hatte einen Arm über die Wiege herabhängen. Das Schwein, welches schon öfters mit Abfällen vom Fleisch, mit jungen Vögeln, die man aus den Nestern genommen, gefüttert worden war, und schon manches Huhn weggefangen hatte, ergriff den Arm des Kindes, zog das arme Würmchen aus der Wiege, und schleppte es bis zur Küchentür. Da fiel das Schwein mit Heißhunger über das Kind her, biß ihm den rechten Arm an der Wurzel ab, fraß ihn, und machte sich über den linken her, von dem es auch schon die Hand abgebissen hatte, als die Mutter zu dem blutigen Schauspiel dazu kam. Die Mutter sank vor Schrecken und Herzenleid ohnmächtig

zur Erde. Das Kind lebte noch einige Zeit, endlich starb es unter großen Schmerzen. — Wie leicht hätte dieser schreckliche Unglücksfall verhütet werden können! Wird die Mutter nicht lebenslang den Tod ihres Kindes, an dem sie Schuld war, in bitteren Thränen und nagen-der Beunruhigung des Herzens beweint haben! Welch ein grosser Schaden entsteht oft aus einer kleinen Nachlässigkeit!

Eine Dienstmagd ging an einem heiteren Sommer- abende mit den zwey Kindern des Syndicus in K. an der Landstraße spazieren. Das eine, zwey Jahre alt, führte sie an der Hand, das andere, ein dreyjähriger Knabe, ging ihr an der Seite, und lief bald vor, bald hinter ihr. Ein schwer beladener Fuhrwagen kam langsam daher gefahren. Da hätte wohl die Magd vorzüglich auf den allein gehenden Knaben sehen sollen, daß er sich den Pferden und dem Wagen nicht näherte. Aber sie schlenderte unbesorgt mit dem kleineren Kinde an der Hand fort, bis der Wagen vorüber war. Der kleine Knabe war indessen eine gute Strecke Weges zurück geblieben. Statt dem Wagen auszuweichen, lief er auf denselben zu, um ihn genau zu besehen. Der Fuhrmann ging auf der entgegen gesetzten Seite neben den Pferden, und konnte den Knaben nicht bemerken. Als der Knabe nahe am vorderen Rade war, strauchelte er über einen Stein, fiel in das Geleise, und das hintere Rad ging ihm über den Hals, daß er erbärmlich zerquetscht wurde, und auf der Stelle todt war. Der Fuhrmann fuhr weiter, ohne von dem unglücklichen Vorfalle etwas zu wissen. Die Magd vermischte zu spät den Knaben, und da sie sich nach demselben umsah, fand sie ihn zu ihrem größten Schrecken todt in seinem Blute

auf der Straße liegen. Die Magd wurde durch den schaudervollen Anblick so ergriffen, daß sie fast wahnsinnig wurde. Die Ältern waren trostlos, und beweinten Jahre lang den unglücklichen Tod ihres geliebten Söhnchens.

Wer war nun Schuld an diesem gräßlichen Unglücke? Ist es wohl verzeihlich, ein so kleines Kind allein an der Landstraße, besonders wenn Wagen nahe sind, gehen zu lassen? Hätte nicht eine mehr besonnene Magd einen andern Spazierweg als die Landstraße gewählt? Warum? Ist es aber auch klug, wenn ihr euch liebe Freunde, den Pferden und fahrenden Wagen zu sehr nähert? Der kleine Knabe war noch zu unverständlich, um die Gefahr zu kennen, der er sich aussetzte, darum hätte die Magd über ihn wachen sollen; aber ihr, liebe Freunde, ihr seyd verständiger; meidet die Gefahr, damit ihr keinen Schaden nehmet.

Am Neujahrstage 1815 entfernte sich ein Kind von seiner Mutter, und lief auf die Gasse. Die Mutter vermistete es nicht eher, bis sie einen gräßlichen Lärm vor dem Hause vernahm. Das arme Kind war überfahren, am Kopfe und rechten Arme sehr beschädigt worden. Es wollte dem Wagen, der schnell fuhr, geschwind ausweichen, fiel, und die Räder gingen über den Arm und quetschten es am Kopfe. Der Kutscher hatte die Pferde nicht schnell genug aufgehalten. Wie jammerte da die Mutter, und welche Vorwürfe machte sie sich, daß sie nicht auf das Kind hatte besser Acht gegeben, und es aus dem Hause hatte entlaufen lassen. Diese Unglücksgeschichte hat sich in Wien in der Naglergasse zuge-
tragen.

Eine Mutter war eifrig mit Nähen beschäftigt.

Ihr zweyjähriger Sohn, den sie innig liebte, kletterte mittelst eines Schamels auf den Sessel, und von diesem auf das Fenster, welches geschlossen war. Hier blieb er sitzen, und spielte mit dem Kiegel so lange, bis sich derselbe ausschob. Das Fenster flog auf, der Knabe fiel hinaus vom zweyten Stockwerke auf die Straße, und starb nach einigen Stunden. Dieser Unglücksfall hat sich zu Ende April 1810 in Wien ereignet.

Im Frühjahre 1812 spielte ein zweyjähriges, liebenswürdiges Mädchen mit seiner Wärterinn, einer alten schwächlichen Frau, am Fenster im fürstlich-Schwarzenberg'schen Sommerpallaste. Die Jalousien waren zugemacht, aber nicht durch den Kiegel geschlossen. Das Kind gaukelte zum Scherz hin und her, die Alte fing es immer mit den Händen auf. So trieben sie das Spiel einige Zeit fort. Endlich schwenkte sich das Mädchen gegen die Jalousie-Fenster, der Flügel schlug auf, die Frau haschte nach dem Kinde, war aber zu schwach, dasselbe zu erhalten, und das Mädchen stürzte durch das Fenster vom zweyten Stockwerke auf den Hofplatz, und verwundete sich am Kopfe der Gestalt, daß es kurz darauf eines schmerzlichen Todes starb.

Das zweyjährige Kind des Conducteurs v. P., auf der Landstraße in Wien, kletterte im September 1811, während die Mutter desselben in der Küche mit Bereitung des Mittagmahles beschäftigt war, auf das Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen. Das Fenster war offen. Das Kind bog sich über dasselbe hinaus, um alles genauer zu betrachten, bekam mit dem Vorderleibe das Übergewicht, stürzte zwey Stockwerke hoch herab auf die Straße, wodurch es so übel zugerichtet

wurde, daß es nach wenigen Stunden unter unsäglichen Schmerzen seinen Geist aufgab.

Wöchte doch diese traurige Begebenheit manche meiner jungen Leser warnen, welche die bey Kindern so allgemeine Gewohnheit haben, sich über das Fenster hinaus zu lehnen, theils um das, was auf der Gasse geschieht, näher zu sehen, theils um nach Dingen zu haschen, die vorüberfliegen, theils auch um Drachen, Papierchen und Flaumen, an Fäden gebunden, flattern zu lassen, und was dergleichen Spielereyen am Fenster noch mehr sind. Wie viele Kinder haben in diesem leichtsinnigen Vergnügen den Tod gefunden, indem sie über das Fenster hinab gestürzt sind? Erst neulich fiel ein Lehrjunge von einem Dachfenster, durch welches er sich hinaus gebogen hatte, um eine entwischte und eben vorüberfliegende Taube zu fangen, auf das Dach, und von da auf die Erde herab, und fand den Tod. —

Spielet mit dem Feuer nicht.

Der Schloffer A. L. in Wien und seine Gattinn gingen am 1ten Februar 1812 des Morgens Geschäfte halber aus, schlossen die Thür ihres Wohnzimmers zu, und ließen ihre vier Kinder, von denen das älteste erst fünf Jahre alt war, das jüngste aber noch in der Wiege lag, ohne Aufsicht zurück. Sie hofften bald wieder zu kommen. Eines der Kinder, ein Mädchen von drey Jahren, zündete zum Zeitvertreibe eine Kerze im eisernen Ofen an, worin das Feuer hell aufloderte. Aber das Kind hatte sich zu nahe ans Feuer gehalten, die Kleider desselben wurden von der Flamme ergriffen, und bald stand das bedauernswürdige Kind in vollem

Feuer. Ein Vorübergehender sah durch das Fenster die Flamme, und hörte das Jammergeschrey der Kinder, die sich nicht zu helfen wußten. Er schlug eilig die Thür ein, trug das brennende Kind, damit es nicht andere Sachen entzünde, auf die Gasse, und löschte das Feuer. Aber für das Kind selbst war keine Rettung mehr möglich. Es war am ganzen Leibe so verbrannt, daß es nach einigen Tagen unter unsäglichen Schmerzen starb. Als die Thür eingeschlagen wurde, war auch das Zimmer schon so stark mit Rauch erfüllt, daß er die übrigen Kinder gewiß erstickt hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke Hülfe gekommen wäre.

Ein Handarbeiter Namens Hermann, bey der Stadt Ratingen im Groß-Herzogthume Berg wohnhaft, ging am 15. Januar 1811 des Morgens früh nach seiner Arbeit. Die Mutter war bey den zwey Kindern, wovon das eine etwas über vier Jahre, das andere aber erst sieben Monathe alt war, noch zu Hause geblieben. Einige Zeit darauf ging auch die Mutter nach Ratingen, um Brot zu hohlen, und ließ die zwey Kinder allein. Vorher hatte sie das kleine Kind in die Nebenstube auf das Bett gelegt, das größere aber blieb in der Wohnstube, und machte sich dort Geschäfte. Die Mutter schloß die Thür fest zu, und ging ruhig nach der Stadt. Aber Welch ein Schrecken und Entsetzen ergriff sie, als sie beyläufig nach einer Viertelstunde zurück kam, und die Thür aufschloß. Ein widerlich riechender dichter Dampf strömte ihr entgegen; im Zimmer selbst konnte sie vor Rauch nichts sehen, und kaum Athem hohlen. Sie lief alsogleich in die Nebenstube zu ihrem kleinen Kinde, und fand dasselbe im glimmenden Bette todt. Das andere fand sie nach lan-

gem Suchen unter dem Tische auf der Erde liegend, nach Luft schnappend, und mit dem Tode ringend. Unter einem entsetzlichen Angstgeschrey trug die Mutter beyde Kinder auf die Gasse. Die Nachbarn eilten zur Hülfe herbey, löschten das Feuer im Zimmer, und liefen nach dem Arzte. Diesem gelang es, das noch lebende größere Kind wieder herzustellen, das andere aber konnte er trotz aller angewandten Mittel nicht wieder ins Leben zurück rufen.

Und wie hatten sich die Kinder dieses Unglück zugezogen? Das ältere hatte, während die Mutter abwesend war, ein brennendes Stückchen Holz gehohlet, um dem kleinen Kinde ein Licht vor die Augen zu machen, und es, weil es weinte, zu beruhigen. Von diesem waren glühende Köhlchen auf das Bett gefallen, und hatten bis auf die Federn durchgebrannt. Diese glimmten und kohlten nun fort, und verursachten jenen dichten Rauch, von dem das kleine Kind erstickte, und das andere dem Tode so nahe gebracht wurde. Wäre die Mutter noch längere Zeit ausgeblieben, so hätte vermuthlich das Bett in volle Flammen gegriffen, beyde Kinder hätten ihren Tod gefunden, und vielleicht wäre das ganze Dorf in Schutt und Asche gelegt worden. — Welches Kind wird nach Durchlesung dieser beyden Geschichten leichtsinnig mit Licht und Feuer spielen, oder sich im stark geheizten Ofen Geschäfte machen? — —

Der Vater der Armen.

Im Jahre 1816 war der Mangel an Lebensmitteln und die Theuerung derselben so groß, daß viele arme Leute vor Hunger hätten sterben müssen,

wenn ihnen wohlthätige Menschen nicht zu Hülfe gekommen, und sie mit Geld, Brot und Früchten unterstützt hätten. Besonders war die Noth in den unfruchtbaren Gebirgskländern sehr hoch gestiegen, und die armen Leute waren gezwungen, Brot aus Kleyen, Haferspreu, gemahlener Baumrinde und Flechte zu backen und zu essen. Unser guter Kaiser Franz I. schickte in alle Gegenden, wo der Mangel eingerissen war, beträchtliche Summen Geldes zum Ankaufe von Brot für die Nothleidenden; andere reiche Leute folgten seinem erhabenen Beyspiele, und unter diesen zeichnete sich besonders der würdige Bischof Rudnay in Siebenbürgen durch menschenfreundliche Wohlthätigkeit aus. Er verwendete alle Einkünfte seines Bisthumes für die Nothleidenden, er öffnete denselben seine Kornkammern, er theilte allen Vorrath unter dieselben aus, und rettete dadurch viele Hunderte von dem Hungertode. Nach der Lehre Jesu sah er jeden, der Hülfe bedurfte, für seinen Nächsten an; er theilte mit gleich freygebiger Hand an jeden ohne Unterschied der Religion aus, wenn er nur einen leidenden Mitbruder vor sich sah. Und was seine schöne Handlung noch mehr erhöhet; er wollte nicht als menschenfreundlicher Geber bekannt werden. Er gab vor, daß er nur Wohlthaten, die ihm von höherer Hand für die Armen zugesendet worden, auspende. Helt ihm, dem großen Menschenfreunde! die Menschheit muß sich freuen, ihn durch die belohnende Gnade unsers geliebten Monarchen jetzt auf dem erzbischöflichen Sige zu Gran in Ungarn erhoben zu sehen, wo er als Primas

allenthalben im Reiche Gutes wirken kann. Gott
gebe das Gedeihen!

**Wer sich muthwillig in Gefahr begibt,
kann in derselben umkommen.**

Carl Eigner, Knecht des Fleischhackers Pech
auf der Landstraße ritt am 30. Junius 1810 zwey
Pferde in die Donau zur Schwemme. Er war schon
ziemlich weit in dem Flusse, als ihm Leute, die
am Ufer standen, und selbst die Schiffknechte, wel-
che doch die Tiefe des Wassers genau kennen müssen,
zuriefen, daß er umkehren, und sich nicht tiefer hin-
ein wagen sollte. Er achtete der Warnungen nicht,
ließ die Pferde noch einige Schritte vorwärts gehen;
sie verloren den Grund, und er sank mit ihnen in
die Tiefe. Schiffknechte eilten in einem Rachen ihm
zu Hülfe. Mit Mühe wurde Eigner gerettet. Aber
die Pferde waren schon todt, als man sie ans Ufer
zog. — Gefällt euch, liebe Leser, dieser Knecht, der
auf guten Rath nicht achtete, und sich muthwillig in
Gefahr begab? Was hätte er für Schaden nehmen
können? Was würde jeder andere Klügere gethan
haben? Wie wird ihn der Herr bey seiner Nachhause-
kunft empfangen haben? Wird er wohl noch Zutrauen
zu ihm gehabt haben? Was haltet ihr von den Schiff-
knechten, die ihn freundschaftlich warnten, und sich
so eifrig bemüheten, ihn und die Pferde zu retten?

Der fünfzehnjährige Sohn des Webers Carl Gott-
fried zu Bunzlau in Schlesien ließ sich am 10. Ju-
nius 1811 nicht abhalten, auf ein Pferd sich zu setzen, und
es in die Schwemme zu reiten. Das Pferd war stätig,

und bäumte sich gern. Alle warnten den Jungen, dem Pferde nicht zu trauen; aber er achtete nicht darauf. Schon auf dem Wege zur Schwemme neckte er das Thier durch Gertenhiebe, und unterließ es auch nicht, als es schon tief im Wasser stand. Aber hier bäumte sich das Pferd, schlug herum, und warf ihn in der größten Tiefe ab, trat ihn mit den Hufen, und verwundete ihn so schwer, daß an keine Rettung zu denken war. Leblos wurde er aus dem Wasser gezogen. — Was würdet ihr, liebe Freunde, an der Stelle Gottfrieds gehau haben? Ist es wohl klug, sich auf ein Pferd zu setzen, ohne daß man mit demselben umzugehen und es zu bändigen weiß? Soll man noch dazu Pferde, die man nicht zu regieren weiß, necken?

Der Kofwärter Jos. Ph. in Wien ritt am 22. Junius 1812 zwey Pferde in die Donau, um sie zu schwimmen. Er blieb am Ufer und zog die Pferde beym Zügel in die Tiefe, damit sie Schwimmen lernen sollten. Die Leute, welche sein muthwilliges Spiel sahen, warnten ihn und sagten, daß die Pferde leicht vom Strome fortgerissen werden, und ihn mitziehen könnten. Aber er spottete nur des gut gemeinten Rathes. Allein schnell sanken die Pferde unter; er wollte den Zügel nicht lassen, und den Pferden bey demselben heraufhelfen; er stürzte vom Ufer in den Strom, wo er am reißendsten war, und ward von den Wellen verschlungen. — Hätte der Unglückliche nicht besser gethan, auf Warnungen zu achten, und sich nicht muthwillig in die Gefahr zu begeben?

Christian Meiner ein muthwilliger Knabe, der schon manchen tollen Streich ausgeführt hatte, lief mit einigen Knaben gleiches Gelichters die hohe

und steile Treppe des Hauses hinauf und herunter. Endlich kam er auf den unglücklichen Einfall, sich mit dem halben Leibe über das Geländer der Treppe zu hängen, und so von oben hinab zu rutschen. Aber sein Muthwille wurde hart bestraft — der über hängende Vorderleib bekam das Übergewicht, Christian stürzte auf den Kopf hinab, und war auf der Stelle todt.

Der Träger *Matthias W.* in *Wien*, ein Mann von 46 Jahren, war als ein rüstiger Schwimmer bekannt; aber er liebte auch den Wein. Am 2. Junius 1811 zwischen 8 und 9 Uhr Abends ging er vom Weingeiste erhitzt, mit dem zwölfjährigen Sohne eines Bekannten an die Donau, setzte sich mit demselben in einen kleinen Nachen, plauderte von der unglücklichen großen Feuersbrunst in *Preßburg*, die sich kurz zuvor ereignet hatte, und von der man eben allgemein in *Wien* sprach, machte dem Knaben den Antrag: er sollte sich auf seinen Rücken setzen, und so wollte er nach *Preßburg* schwimmen, und ihn dahin tragen, damit sie sehen könnten, wie es dort aussehe. Der Knabe ließ sich aber auf keine Weise zu dieser gefährlichen Unternehmung bereden. Nun übergab der Träger dem Knaben Kleidungsstücke, die ihm in Schwimmen nur gehindert hätten. Der Unbesonnene hatte nicht daran gedacht, wie er ohne Kleider von *Preßburg* zurück kommen könnte. Er stürzte sich ins Wasser, schwamm mit vieler Gewandheit fort, und wie es schien gegen das Ufer jenseits. Als er aber hier eine Reiterwache erblickte, und vielleicht besorgte, daß sie ihn anrufen und zwingen würde, ans Land zu steigen, so wandte er

sich wieder seitwärts. Allein der reisende Strom ergriff ihn. Vergebens rief er in der Verzweiflung über sein tolles Wagestück Gott und Menschen um Hilfe an. Die Wellen verschlangen ihn, und er kam nicht mehr zum Vorschein. — Hatte wohl der Knabe Recht, daß er den Antrag zur gefährlichen Wasserreise ablehnte? Wer war klüger, der Knabe oder der Träger? Was wollet auch ihr thun, wenn man euch zu gefährlichen Unternehmungen verleiten will?

Am 2. Junius 1811 begleiteten mehrere Soldat-Gezellen in Wien einen ihrer abreisenden Kameraden über die Labor-Brücke. Bey der Rückkehr wollten sie den kürzesten Weg wählen, über den Donau-Arm, die schwarze Lücke genannt. Allein kein Schiffer war da, sie überzuführen. Da erboth sich einer der Gezellen, Anton Schletcher, aus Schwäbisch-Gmünd gebürtig, an das jenseitige Ufer zu schwimmen, um die Schiffer zu hohlen. Vergebens riethen ihm seine klügeren Gefährten davon ab, und sträubten sich mit allem Ernste gegen dieses tolle Wagestück. Er verachtete guten Rath, warf sich in den Strom, und — ertrauf!

Ein Hausknecht und ein Soldat badeten am 2. Julius 1811 in dem dazu bestimmten und bezeichneten Plage des Donau-Arms, der an der Brigitten-Au vorbeystromt. Beyde waren nur wenig des Schwimmens kundig. Aber wie es nun so oft geschieht, daß jene am meisten zu vermögen glauben, die nur wenig oder gar nichts im Stande sind, so hielten sich auch diese beyde für geschickte Schwimmer. Sie wagten sich weit über die Gränzen hinaus, welche zur Sicherheit

der Badenden von der Polizey durch Pfähle gesteckt sind, und — ertrancken. — So hört auch ihr, liebe Kinder, manche unbesonnene Knaben, die sich kaum auf dem Wasser erhalten können, sich rühmen, daß sie geübte Schwimmer seyn. Lasset euch nicht von ihnen verleiten, weder an erlaubte, bloß für Erwachsene bestimmte, noch viel weniger an verbotene Plätze mit ihnen baden zu gehen. Ihr könntet es mit dem Leben büßen. Erinneret euch bey einer solchen Anreizung an die erst erzählte traurige Geschichte.

Der zehnjährige Sohn des Jägers in F o r c h h e i m hatte eine junge Eule von dem Jägerburschen erhalten. Er band ihr eine Schnur an den Fuß, und ließ sie im Hofe herumflattern. Er setzte sie dann auf die Gartenmauer, und viele kleinere Vögel kamen herbey, flogen um die Eule herum, zwitscherten und lärmten, als ob sie die Gefangene verspotten wollten. Dieses Spiel gefiel dem Knaben sehr wohl, und da die Eule ruhig saß, ließ er die Schnur fahren. Doch ohne daß er sich versah, nahm die Eule einen Anflug, und entwischte auf das Dach der Scheuer. Der Knabe eilte ihr nach, legte schnell eine Leiter an das Dach, und kletterte auf demselben herum, um die Schnur zu erfassen, an welche die Eule angebunden war. Eben war er nahe genug; er tappte nach derselben, und in dem nähmlichen Augenblicke glitschte er mit einem Fuße am Dache aus, und fiel wohl zwey Klafter hoch herab. Durch den Fall hatte er einen Arm gebrochen, und am Kopfe sich jämmerlich verwundet. Monathe lang litt er große Schmerzen bis er wieder geheilet war.

War es nicht höchst unbesonnen, wegen eines Vogels sich der großen Gefahr auszusetzen, und auf dem

Dache herum zu klettern? Lasset euch liebe Kinder durch diese Unglücksgeſchichte warnen, und handelt beſonnener.

Der menſchenfreundliche Gaſtwirth.

Herr G* v. N* war aus einer alten und edlen Familie entſproſſen. Durch verſchiedene Unglücksfälle und widrige Zeitumstände war er in die äußerſte Armuth gerathen. Vergebens ſuchte er in verſchiedenen Städten eine ſeinem Stande und ſeinen Kenntniſſen angemessene Beſchäftigung zu finden, um ſich und ſeine zwey Kinder zu ernähren, (ſeine Frau war ſchon früher geſtorben), als er auf einer Reiſe am 7. Februar 1812 in Wien erkrankte, und am 29. deſſelben Monats ſtarb.

Bedauernswürdig war nun die Lage der zwey vater- und mütterloſen Waiſen, des Sohnes von 16, und der Tochter von 14 Jahren. Ihr Vater hatte bloß Schulden hinterlaſſen; ſie ſelbſt waren in Lumpen gehüllt, und zu noch größerem Unglücke ohne allen Unterricht und ohne alle Erziehung aufgewachſen. In Wien ſelbſt hatten ſie weder Freunde noch Bekannte, ſie waren wie auf ein fremdes Eiland ausgeſetzt, und ſich ſelbſt überlaſſen; ſie wußten nicht, wo ſie am nächſten Tage Nahrung und Obdach finden würden. Doch wo die Noth am größten iſt, ſagt das Sprichwort, da iſt Gott auch am nächſten.

Ein Ketter ward den Armen wie vom Himmel geſandt, und ſie fanden ihn in dem Menſchenfreunde, bey dem ſie wohnten. Andreas Duſchl, Wirth zum goldenen Kreuze No. 39 auf der Straße Maria-Hülſ, iſt der brave Mann, bey welchem ſchon Herr G* v. N*, als er von allem entbloßt, und in der größten Dürf-

tigkeit war, mit seinen Kindern nicht nur Unterkunft gefunden hatte, sondern der auch diese Familie seit ihrem Aufenthalte in Wien unentgeltlich beforderte, und aus Mitleid zu seinem armen Gaste den Arzt und die Arzneyen bezahlte, als dieser Fremdling erkrankte, und ihn, wie es der barmherzige Samaritan gethan hatte, sorgfältig pflegen ließ.

Nach dem Tode des Vaters nahm er sich der unglücklichen Waisen, die durch eine Fügung der Vorsehung ihm anvertraut zu seyn schienen, als ihr zweyter Vater höchst liebevoll an. Er behielt sie bey sich, kleidete sie, hielt ihnen einen Lehrer, sammelte für sie bey gutmüthigen Bekannten, wandte sich an die wohlthätige Damen-Gesellschaft, welche die Waisen auch mit einem Geschenke von hundert Gulden unterstützte; und seiner rastlosen menschenfreundlichen Thätigkeit gelang es zuletzt, daß beyde Kinder in öffentliche, ihrem Stande angemessene Erziehungs Häuser aufgenommen wurden, worin sie hinlängliche Bildung erhielten, und fähig gemacht wurden, künftig ihren Lebensunterhalt sich selbst zu verschaffen.

Möge dieses schöne Beyspiel echter Menschenliebe recht viele Nachahmer finden, daß sie Vergnügen darin suchen, Nothleidende zu unterstützen, und die Thränen der Unglücklichen zu trocknen. Diese Geschichte erwecke aber auch in jedem unglücklichen Kinde ein festes Vertrauen auf Gottes allwaltende gütige Vorsehung, welche die Lilien auf dem Felde kleidet, die Vögel in der Luft ernährt, und um desto mehr für die Menschen sorget.

Verschmähe die Warnungen anderer nicht.

In der Nähe des Canals in Wien war die Sandgrube schon tief ausgehöhlt. Eben war ein starkes Regenwetter eingetreten. Das obere Erdreich drohete einzustürzen, indem die Erde durch den Regen durchnäßt und sehr locker geworden war. Dieß hielt den Fleischhauer-Knecht, Andreas Wurm nicht ab, zu Ende Septembers 1811 in der Grube zu arbeiten. Alle, die ihn sahen, warnten ihn, wegzugehen, und ja nicht weiter in den Hügel hinein zu graben. Aber er spottete nur der Warnung, und ehe er sich versah, stürzte der Bogen über ihn ein, und die herabrollende Erdmasse drückte ihn todt. — Was wollt ihr liebe Kinder aus dieser Trauergeschichte für eine Lehre ziehen.

Am 6. Februar 1812 stieg der achtzehnjährige Ziegeldecker-Lehrjunge Johann M. auf ein Dach, um den Schnee herabzuwerfen und die Dachrinne zu reinigen. Es ist eine bestimmte und allbekannte Vorschrift, daß weder Ziegeldecker noch jemand anderer eine Arbeit auf den Dächern unternehmen, oder auch nur ein Dach besteigen sollen, ohne sich ein Seil, welches an einem haltbaren Pfosten gut befestigt ist, um den Leib zu binden, oder es mit der Hand fest zu halten, um vor aller Gefahr des Herabfallens sicher zu seyn. Sucht der Landesfürst durch diese weise Vorschrift nicht Unglück zu verhüten? Man erinnerte noch den Jungen, bevor er auf das Dach stieg, das Seil zur Hand nehmen, weil er leicht abgleiten könnte. Er aber achtete des Verbothes und der wohlgemeinten Warnung nicht, wagte sich ganz frey auf das Dach, stürzte herab, und brach das Genick. — Soll man

landesherrlichen Verordnungen entgegen handeln? Was würdet ihr gethan haben, besonders wenn man euch vor der Gefahr noch gewarnt hätte?

Ein Zimmermann war in der Mitte Novembers 1814 in einer Vorstadt Wiens mit Eindeckung eines Hauses beschäftigt, welches nur aus Wohnungen zu ebener Erde bestand. Er befestigte die Latten, auf welchen er auf dem Dachstuhl hin und her stieg, nur oben hin mit Haken. Der Eigenthümer des Hauses machte ihn darauf aufmerksam, und warnte ihn, auf seiner Huth zu seyn, weil die Haken leicht auslassen, und er herabstürzen könnte. Der Zimmermann achtete der gut gemeinten Worte nicht, und sagte scherzend, er lasse sich ins Handwerk nichts einsprechen, er wisse sich vor Schaden wohl zu hüten, und wenn er auch herabfiel, so gelte es bey dieser Höhe gewiß den Hals nicht.

Der Eigenthümer entfernte sich mit Kopfschütteln und mit Verdruß, daß der Zimmermann, ein junger leichtsinniger Bursche, seine Warnung in den Wind schlug. Aber bald wurde er durch ein erbärmliches Aetzen zurück gerufen. Der Zimmermann war schnell über das Gebälke gestiegen; er glitschte ab, und trat, um sich zu halten, mit aller Schwere auf eine Latte. Diese, nur schwach mit dem Haken befestiget, ließ aus, und er fiel vom Dache herab. Ein Bein war gebrochen, und der andere Fuß stark beschädiget. Lebenslänglich wird er vielleicht seinen jugendlichen Leichtsinn, der auf Warnungen nicht achtete, büßen müssen. Sein krummes Bein wird ihm immer daran erinnern.

Der zehnjährige Sohn des Nachbars S* in Langenzerسدorf stellte sich, wenn der Hirt die Herde nach Hause trieb, mit der Peitsche in den Weg, jagte

das Vieh auseinander, und hatte seine böshafte Lust daran, wenn die Thiere im vollen Laufe die Flucht ergriffen. So ließ er kein Pferd, keinen Hund, kein Schwein, ja keine Gans oder Aute ungeneckt vorüber gehen. Oft war er von seinen Altern gewarnet worden, daß er großen Schaden nehmen könnte. Bey ihm aber gings, wie man sagt, zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Im August 1810 stand er eben mit seiner Peitsche auf der Gasse, als ein großer Fleischerhund daher gelaufen kam. Der Knabe wollte ihm den Weg verwehren, und ihn zurück jagen. Der Hund aber rannte ihn über den Haufen, riste ihn an der Oberhaut des Fußes, und lief davon. Daraus machte sich nun der Knabe gar nichts, denn die Wunde blutete nicht stark; er sagte auch seinen Altern kein Wort davon. Aber einige Tage darauf wurde der Knabe krank, und am neunten Tage zeigten sich schon Spuren der Wuth. Der Fleischerhund nämlich war wüthend gewesen. Keine Rettung war für den Knaben möglich. Er starb unter schrecklichen Anfällen der Wuth des gräßlichsten Todes.

— Ihr seht, liebe Freunde, welche schrecklichen Folgen es haben kann, wenn man die Warnungen der Altern gering achtet. Neckt auch nie Thiere, sie suchen sich zu vertheidigen, oft zu eurem größten Schaden!

Was du findest, gib zurück.

In großen Städten wie Wien, werden fast täglich bedeutende Summen an Geld, auch Ringe, Uhren, Schmuck u. dgl. verloren. Wir lesen ja an der Ecke einer jeden Gasse Zettel über verlorne Sachen, wo der redliche Finder gebethen wird, das Gefundene zurück

zu stellen. Es gibt wohl gewissenlose Menschen, die das, was sie finden, verhehlen und sich zueignen. Das sind niederträchtige, böse Leute; sie begehen dadurch einen Diebstahl an dem Eigenthume eines andern. Aber nicht gering ist auch die Zahl derjenigen, welche, wenn sie etwas gefunden haben, sich alle Mühe geben, denjenigen ausfindig zu machen, der es verloren hat, und die ihm mit Vergnügen sein Eigenthum zurückstellen.

Unter diese Zahl gehört wie die arme Soldatenwitwe auch der brave Schuster-Lehrjunge Franz Greisel. Der Trödler (Landler) Wenzel K* in Wien verlor nämlich am 10. Jänner 1811, seine Briefftasche mit 292 Gulden. Greisel fand sie, eilte damit zu seinem Meister, und bath ihn, den Eigenthümer aufzusuchen; dieser fand ihn bald, und stellte ihm sein Eigenthum zurück. Was aber diese Handlung mehr erhöht, und den Jungen noch liebenswürdiger macht, ist, daß er sehr arm und ein vater- und mutterlose Waise war. — Was wird der Meister hinsür von seinen Jungen gehalten haben?

Der Kaufmann S* in K*** hatte im Frühjahre 1810 bey seiner Rückreise von Wien aus der Seltentafche seines Überrockes, den er auf dem Leiterwagen ausgezogen hatte, seine Briefftasche verloren, in welcher sich nebst andern wichtigen Papieren über 1100 Gulden Geldes befanden. Erst bey der letzten Ladorbrücke bemerkte er den Verlust. Er eilte zu Fuß auf dem nämlichen Wege zurück, und fragte sorgfältig alle Entgegenkommenden um sein verlorne Eigenthum, bis er auf einen armen Tagelöhner traf, der an der Straße arbeitete. Freudig zog dieser die Briefftasche mit dem Gelde aus dem Sacke, und gab sie dem Eigenthümer

zurück. Die Redlichkeit dieses armen Mannes hat der Kaufmann mit einem ansehnlichen Geschenke belohnt. Was für einen Lohn wird aber dieser redliche Mann in sich selbst gefunden haben?

Der Rothgärber-Gesell Anton Perkorrig, von Guttenstein in Unter-Kärnthén gebürtig, wanderte im Junius 1812 mit seinem Bündel aus dem väterlichen Hause in die Fremde. Auf dem Wege von Klagenfurt nach Völkermarkt fand er auf der Straße einen Geldsack, in welchem sich 550 Gulden Conventions-Münze befanden. Diesen Sack hatte der Knecht eines Bürgers aus dem Markte Kappel durch sträfliche Nachlässigkeit von dem Wagen verleren. Der redliche Rothgärber-Gesell kehrte auf der Stelle um, und trug, obwohl er schon mit seinem gewichtigen Reisebündel belastet war, diesen schweren Fund eine halbe Stunde Weges nach Klagenfurt zurück. Hier übergab er den ganzen Geldsack dem Magistrate mit der Bitte, den Eigentümer ausfindig zu machen, und ihm das Gefundene zurückzustellen, welches auch nach einigen Nachforschungen bewirkt wurde.

Diese edle Handlung von Treue und Rechtshaffenheit muß uns mit innigem Vergnügen und mit Achtung gegen den ehrlichen Finder erfüllen. Was soll man aber von einem Knechte halten, der eine beträchtliche Summe, die ihm sein Herr anvertraut, nicht sorgfältig bewahrt?

Der Rothgärbermeister L* hatte in der Nähe der Labor-Brücke im Monathe Jänner 1812 zwey tausend Gulden verloren. Alles Nachfragen nach dem Finder war fruchtlos; er eilte also zur Polizey, um seinen empfindlichen Verlust anzuzeigen, und zu bitten, daß man durch Anschlagzettel und durch andere Mittel den

Finder anständig mache. Aber wie groß war sein Erstaunen, wie überraschend seine Freude, als er dort sein verlorneß Geld schon hintergelegt fand. Der unbemittelte aber grundehrliche Heinrich Held, ein Auflader in einem Gasthose hatte es gefunden; er war damit unverzüglich zur Polizey geeilt, um seinen Fund zu übergeben, und zu bitten, daß man den Eigenthümer anständig mache.

Ein Polizey-Drögoner zu Moskau in Rußland fand, ohne daß ihn jemand dabey gesehen hatte, einen schönen Ring, der 1000 Rubel (1537 Gulden 30 Kreuzer Conventions-Münze) werth war. So ein Fund hätte ihn auf einmahl reich machen können, so sorg er von seiner kleinen täglichen Löhnung lebte. Er hatte ihn verheimlichen, und den Ring an gewissenlose Leute, deren es in jeder großen Stadt unter den vielen Guten auch gibt, verkaufen können. Aber der Drögoner war ein ehrlicher, braver Mann, dem ein gutes Bewußtseyn mehr als Reichthum galt. Er eilte zu seiner Behörde, und zeigte den Fund an, damit der Ring dem Eigenthümer, wenn er bekannt würde, zugestellt werden könnte. Dieses geschah auch, und der Drögoner erhielt ein ansehnliches Geschenk zur Belohnung seiner Ehrlichkeit.

Die schöne That des biederen Drögoners gelangte bis zu den Ohren des Kaisers Alexander. Dieser ließ ihm 100 Rubel (153 Gulden 45 Kreuzer Conventions-Münze) auszahlen, um ihn zu ermuntern, hinsür so redlich zu handeln. So sehr dieses kaiserliche Geschenk den braven Drögoner freuete, so empfand er doch, wie er sagte, ein viel innigeres Vergnügen in dem Bewußtseyn, redlich gehandelt, und durch diese redliche Hand-

lungsweise seinem geliebten Monarchen bekannt geworden zu seyn.

Nun, wie gefällt euch, liebe Freunde, dieser Polizey-Drögoner? Hätte er durch seine Armuth nicht in Versuchung gerathen können, sich fremdes Eigenthum zuzueignen? Galt ihm nicht ein gutes Gewissen und der Beyfall anderer, besonders seines Monarchen über alles? — Ihr sollt aber diesen braven Mann noch mehr lieb gewinnen. Hört, wie er die Geschenke, die er zum Lohne seiner Redlichkeit erhielt, nützlich verwendete. Sein erstes Geschäft war, seinem Vater sich dankbar für alle die Wohlthaten zu bezeigen, die er ihm von Jugend auf erwiesen hatte. Der gute Alte lebte in Armuth. Der brave Sohn eilte zu ihm hin, und gab ihm die Hälfte der Summen, die er zur Belohnung erhalten hatte, daß er sich in seinem Alter besser pflegen konnte; die andere Hälfte theilte er mit seinen Kameraden, den übrigen Polizey-Drögonern, um ihnen einen Beweis seiner Freundschaft zu geben, und sie zu ermuntern, in gleichen Fällen eben so redlich als er zu handeln. Wie viel schöne Züge entdecken wir an diesem Manne! Sein Name soll nicht verloren gehen, sondern immer bey uns im Andenken bleiben. Dieser wackere Drögoner heißt *S h e s t a k o f*.

Bey der Anwesenheit der verbündeten Mächte in *W i e n* im Winter 1814 bis 1815, war oft durch die große Zahl der Fremden, die sich in der Hauptstadt einfanden, und durch das Zusammenlaufen vieler Menschen bey verschiedenen Gelegenheiten ein Gedränge entstanden, aus welchem nicht selten Einer oder der Andere ohne Briestafche, ohne Uhr u. dgl. zurückkehrte. Da hieß es nun immer, daß das Abgängige gestohlen

worden wäre. Freylich gibt es in Hauptstädten Gaubiebe, gewissenlose, niederträchtige Menschen, und bey dem Zusammenflusse vieler Fremden sind deren noch mehrere, die darauf ausgehen, fremdes Eigenthum durch List zu entwenden, und da gibt es kein sichereres Mittel, sich vor ihren Diebereyen zu schützen, als Briestaschen, Uhren, Dosen, Nasetücher u. dgl. im Gedränge wohl zu verwahren; denn alle Wachsamkeit der immer thätigen Polizey kann nicht verhindern, daß diese Gaubiebe sich nicht einschleichen, und unter andere ehrliche Leute sich mengen. Aber doch viele haben das, was sie für gestohlen angaben, durch eigene Schuld und nicht durch Diebstahl verloren.

So hatte im November 1814 die brave Tochter des Kirchendieners bey der evangelischen Gemeinde in Wien eine Briestafche mit vielem Gelde auf dem Kohlmarkte gefunden. Das ehrliche Mädchen eilte sogleich zur Polizey-Direction, ohne das Geringste aus der Briestafche zu nehmen, und übergab sie, um dieselbe an jenen zurück zu stellen, der sich als Eigenthümer melden würde. Bald kam ein Mann, und machte die Anzeige, als ob ihm die Briestafche im Gedränge auf dem Kohlmarkte entfremdet worden sey. Wie angenehm wurde er überrascht, als er sie hier schon hinterlegt fand. Er setzte der ehrlichen Finderinn ein ansehnliches Geschenk aus, und nahm sein Eigenthum mit dem Vorsatze, es künftig besser zu verwahren, zurück.

Noch einen andern Zug von Redlichkeit kann ich erzählen, der nicht minder lobenswerth ist. Nur einige Wochen später fand ein armes Mädchen von 14 Jahren in der Stadt im tiefen Graben einen Kidiül, in welchem sich nebst andern Sachen eine Briestafche mit Geld

befand. Da gab es gleich einige schlecht gesinnte Weiber, welche dem Mädchen rietben, den Fund zu verheimlichen und die Sachen im Ridicul sich zuzueignen. Es hat ihn vermuthlich eine reiche Frau verloren, sagten diese Niederträchtigen; diese kann einen solchen Verlust leicht verschmerzen; aber einem armen Mädchen thut so ein Fund wohl.

Das Mädchen dachte aber ganz anders. Fremdes Gut gedeihet nicht, sagte sie bey sich selbst; treue Hand geht durchs ganze Land. Sie eilte sogleich zu ihrem Hausherrn, da ihre Altern eben abwesend waren, und bath ihn, das Gefundene der Polizey-Direction zur Zurückstellung an die Eigenthümerinn, wenn diese sich meldete, zu übergeben. Das ehrliche Mädchen erhielt von derselben ein ansehnliches Geschenk, und man sagt, daß die brave Frau, durch die Redlichkeit des Mädchens gerührt, für ihr ferneres Fortkommen mütterlich sorget. So ein Zug von Redlichkeit, die selbst der Verführung widersteht, verdient auch von andern geachtet und belohnt zu werden.

Was wollet ihr, meine jungen Freunde aus diesen schönen Zügen von Redlichkeit lernen? — Auch ihr könnet Dinge vom Werthe finden. Was werdet ihr thun? Werdet ihr den Fund nicht gleich euern Altern oder Lehrern mit der Bitte übergeben, ihn bey der Polizey oder einer andern Obrigkeit anzuzeigen, um den Eigenthümer zu entdecken? That jener Knabe recht, der vor einigen Jahren am Stephans-Platz auf dem Wege in die Schule ein veriegeltes Päckchen mit Einlösungsscheinen fand, daßselbe in der Schule vor der Ankunft des Lehrers eröffnete, und die Scheine unter die Mitschüler austheilte? Was hätte er thun solle? Wenn der Leh-

rer die Sache nicht bey Zeiten entdeckt hätte, würde der Fuhrmann, der das Päckchen verloren hatte, noch zu seinem ganzen Eigenthume gekommen seyn? Auch ihr findet oft Federn, Papier, Bleyfedern, Federmesser, Bücher, Taschentücher, u. dgl., die eure Mitschüler verloren haben; was werdet ihr in diesem Falle immer thun?

Vorsicht bey dem Baden.

Das Baden ist allerdings der Gesundheit sehr zu-
träglich. Es reiniget den Körper von dem Schmutze, der
sich besonders im Sommer an die Haut anlegt, und
die Ausdünstung hemmet; es stärkt die Glieder, und
erhält den Körper geschmeidig. Das Baden im Fluß-
wasser ist immer vorzuziehen; aber in offenen Flüssen
ist es höchst gefährlich, da man leicht in Tiefen gera-
then, und von dem Strome fortgerissen werden kann.
Alljährlich ertrinken Badende. Um alle Gefahr zu ent-
fernen, ist das Baden in offenen Flüssen streng verbo-
then. Es sind eigene Badehäuser an dem Donau-Arme
in Wien errichtet, wo jedermann unentgeltlich und
ohne alle Gefahr baden kann. Es werden in jedem Som-
mer Gegenden in dem Donau-Arme an der Brigitten-
An durch Pfähle ausgezeichnet, wo man gefahrlos ba-
det. Aber auch dorthin sollen sich Kinder nicht wagen.
Die Tiefe des Wassers ist für Erwachsene berechnet;
Kinder können leicht Schaden nehmen. Auch ist es un-
anständig, sich öffentlich zu entkleiden, und sich nackend
unter andere zu mengen. Welcher schambaste Knabe
wird wohl das thun?

Damit ihr euch aber an gefährlichen Orten gar

nicht badet, so will ich euch einige Unglücks geschichten erzählen, die sich erst neulich zugetragen haben. Werdet durch fremden Schaden klug.

Zu der ersten Hälfte des Monats Junius 1815 badete ein Mann im Prater, der Vorstadt Erdberg gegenüber. Er hatte sich also einen verbotenen Platz gewählt, und keine Wache war da, die ihn von seinem sträflichen Vorhaben hätte abhalten können. Er glaubte keine Gefahr zu laufen, da er im Schwimmen etwas geübt war. Er plätschete lustig im Wasser herum, und schwamm am Ufer von einem Orte zum andern. Endlich wagte sich der Unbesonnene weiter in den Strom hinaus. Aber hier ward er von dem Schwall ergriffen, und ohne daß er es verhindern konnte, unter die nahe am Ufer stehenden großen Schiffe gezogen, daß er auf einmahl unsichtbar wurde. An dem Ufer, wo dieses geschah, war weder ein Schiffer, noch jemand anderer gegenwärtig, der ihm hätte Hülfe leisten können; jene vom entgegengesetzten Ufer, von Erdberg herüber, konnten nicht geschwind genug zu Hülfe kommen, und der Unglückliche ging ohne Rettung zu Grunde.

War es nicht unbesonnen, daß sich dieser Mann an einem verbotenen Plage badete, wo Gefahr war? War es nicht noch unbesonnener, daß er auf seine geringe Geschicklichkeit im Schwimmen bauend, sich in den reißenden Strom wagte? Wie schwer hat er seine Unbesonnenheit gebüßt!

Den 24. May 1810 badete ein junger Tonkünstler, Joseph Wenzel, in dem Arme der Donau, nahe am Augarten. Oft war er von seinen Bekannten vor Unglück gewarnt worden, aber er entgegnete immer: daß er schon einige Sommer nach einander hier gebadet,

die Stelle genau kenne, und nichts zu fürchten habe. Der Unglückliche hatte nicht bedacht, daß das Beet dieses Flusses, so oft er hoch angeschwollen ist, und auch bey jedem Eisgange sich ändere, und neue Tiefen und Sandbänke anlege. Wirklich gerieth der Unbesonnene an diesem Unglückstage in eine Tiefe, wo er sie gar nicht vermuthet hatte; und er verschwand. Zwey seiner Freunde sahen ihn zu Grunde gehen, ohne ihn retten zu können. In der Blüthe seines Alters, bey voller Gesundheit und froher Aussicht für die Zukunft ward er ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Georg Delphis, vierzehn Jahre alt, Lehrling eines Silberarbeiters, und Georg Bröcklein, sechzehn Jahre alt, Lehrling eines Buchdruckers, hatten im Junius 1812 die wohlthätige Verordnung, sich an dem durch Pfähle ausgezeichneten Plage zu baden, ganz außer Acht gelassen. Hier hätten sie keine Gefahr gehabt. Aber sie wählten weiter abwärts eine gefährliche Stelle zum Baden, und ertranken, ohne daß jemand gegenwärtig gewesen wäre, der ihnen hätte Hülfe leisten können.

Dieser Unglücksfall war für die Badelustigen noch nicht warnend genug.

Bald darauf hatten sich in der Brigitten-Auffen bis sechshundert Menschen versammelt, um außer der dazu bestimmten, gefahrlosen und mit Pfählen eingezäunten Stelle zu baden. Die zur Verhinderung des Badens an verbotenen Plätzen zahlreich aufgestellte Wache trieb sie zurück. Einige Muthwillige aus dem Haufen glaubten etwas recht Großes zu thun, wenn sie die Wachen täuschten, und einen Platz zum Baden wählten, wo man sie gar nicht aufsuchen

würde. Aber bald sahen die Unbesonnenen ein, daß sie nur sich selbst getäuscht hatten. Denn einer aus ihnen, der sich zu weit in den Strom gewagt hatte, erkrankt vor ihren Augen. Verzweifelt rief er um Hilfe. Geübte Schwimmer und Schiffer eilten ihm nach. Aber umsonst; er sank auf den Boden, und verschwand aus den Augen. Der Unglückliche war ein Drucker-Lehrling, Joseph Demler, kaum 17 Jahre alt, der Sohn einer Witwe, dessen Stütze im Alter er werden sollte.

Am 8. Junius 1815, an einem heißen Nachmittage war eine Camerate von 23 Böglingen des k. k. Civil-Convictes in Wien in Begleitung ihres Sub-Präfecten in den Prater spazieren gegangen. Sie wählten den sehr angenehmen Weg nächst der Donau bey der Schwimmschule abwärts. Der vierzehnjährige F* ein talentvoller, fleißiger, aber leider auch leichtsinniger Knabe, hatte schon längst als einen geübten Schwimmer sich gerühmt, und einem seiner vertrauten Freunde, einem Böglinge gleiches Alters versprochen, daß er ihn, wenn sich nur Gelegenheit darböthe, schwimmen lehren würde. Ein dritter wurde noch ins Geheimniß gezogen. Der Spaziergang an der Donau schien ihnen eine erwünschte Gelegenheit, ihr unbesonnenes Vorhaben auszuführen.

Schon auf dem Wege äußerten sie sich, daß sie die Füße in der Donau baden wollten. In allen öffentlichen Schulen, so auch in allen Erziehungsanstalten ist es wegen der damit verbundenen Gefahr, streng verbotten, ohne Aufsicht in einem offenen Flusse die Füße oder den ganzen Körper zu baden. Die klügeren Böglinge, welche das Verboth ehrten, und auch wußten,

daß es die drey Unbesonnenen bey dem Baden der Füße allein nicht belassen würden, riethen ihnen davon ab, und gaben von ihrem gesetzwidrigen Vorhaben dem Sub-Präfecten Nachricht, der es ihnen streng untersagte.

Man kam bey einem angenehmen Grasplaz im Prater an, und durch die Hitze des Tages ermüdet, lagerten sich die Zöglinge unter schattigen Bäumen um ihren Aufseher herum, und unterhielten sich mit freundschaftlichen Gesprächen, und endlich, da sie etwas ausgeruhet hatten, mit dem Ballspiele.

Die zwey leichtsinnige Knaben fanden während des Spieles Gelegenheit, sich den Augen des Präfecten zu entziehen, sie eilten unbemerkt zu der Donau, und der dritte schlich ihnen heimlich nach. Sie entkleideten sich schnell, und der gerühmte Schwimmer sprang ins Wasser, und unglücklicher Weise an einem Orte, wo der Strom, ohne daß er es vermuthete, sehr tief war. Er war des Schwimmens nur wenig kündig; er wurde vom Strome ergriffen und mit fortgerissen. In dieser Noth eilte ihm sein Freund nach, und suchte ihn zu retten. Er erhaschte ihn bey der Hand; aber noch weniger konnte dieser der Gewalt des reißenden Stromes widerstehen. Der dritte wollte den beyden mit dem Tode Ringenden zu Hülfe kommen; aber auch er wurde von dem Strome verschlungen, als er sie erreicht hatte.

Indessen wurden die Unbesonnenen bey der Schar vermißt. Der Sub-Präfect und die Zöglinge eilten zur Donau. Ein Zögling, welcher der erste angekommen war, sah sie wechselweise die Hand nach Hülfe ausstrecken. Von Bruderliebe befeelt, und der augenscheinli-

chen Lebensgefahr vergessend, wagte er sich, um sie zu retten, in den Strom, und auch er hätte in demselben den Tod gefunden, wenn nicht der Präfect sich muthig ins Wasser gestürzt, und ihn bey der Hand ergriffen hätte. Doch dieser konnte sich nur mit Mühe ihm Strome erhalten. Einer der größten Böglinge wagte sich mit Behutsamkeit einige Schritte weit ins Wasser, reichte dem Präfecten die Hand, ein anderer faßte die Hand desselben, dessen Hand wieder ein dritter ergriff, und so bildeten die Böglinge bis über das Ufer hinaus Hand in Hand eine Kette, durch welche der Präfect mit jenem, den er fest bey der Hand hielt, herausgezogen und gerettet wurde. Die drey Unbesonnenen hatte der Strom schon weit abwärts getragen, und verschlungen, so daß von ihnen nichts mehr zu sehen war.

Sehet Kinder hier eine schreckliche Folge des Ungehorsams und Leichtsinnes! Wie schwer haben diese drey Knaben dafür gebüßt! Welches Herzenleid haben sie durch ihr Unglück ihren Altern und Vorgesetzten gemacht!

Manche Kinder, welche unter einer genaueren Aufsicht der Altern, Lehrer, Erzieher und Vorgesetzten stehen, glauben, daß jene viel besser daran sind, die freyer nach ihrem Willen handeln können. Haben sie wohl recht? Wie unglücklich waren diese drey Knaben, daß sie sich nur auf kurze Zeit der Aufsicht ihres Sub-Präfecten, der sie noch gewarnt hatte, entzogen, und gegen das Verboth nach eigenem Willen gehandelt hatten? Sehet was Ungehorsam nach sich zieht! Danket es euren Altern und Lehrern, daß sie ein aufmerksames Auge auf euch haben. Folgt ihrem und nicht eurem thörichten Willen!

Zwey junge Bursche Johann Brechler 21 Jahre alt, und Johann Büg 23 Jahre alt, hatten den ganzen heißen Tag schwer gearbeitet, und liefen nach dem Abendessen zum Flusse, um sich zu baden. Schnell entkleideten sie sich, und sprangen ins Wasser. Aber plötzlich sanken sie, verloren alles Bewußtseyn und ertranken. Am andern Morgen fand man sie von dem Flusse ausgeworfen und todt. Sie waren erhitzt und in vollem Schweiß ins Wasser getreten und dieses hatte die Ohnmacht und den Tod herbey geführt.

Das Baden ist gesund, (dem Doctor magst du fragen).
Nur nicht erhitzt und schnell nach Tische, wird er sagen.

Menschenrettung.

Ihr habt wohl Mitleiden, liebe Freunde, mit jenen Bedauernswürdigen, von denen ich euch erst erzählt habe, die durch Unbesonnenheit und Ungehorsam selbst Ursache ihres Todes waren? Desto mehr wird sich euer Herz zur Freude erheben, wenn ihr von Männern höret, die mit großer Anstrengung und selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens andern das Leben retteten.

Wolfgang M*, 25 Jahre alt, der Sohn eines armen Hauers, hatte die fallende Sucht. Ein bedauernswürdiger Zustand, in welchem der Kranke immer einem unglücklichen Falle, und dadurch den größten Gefahren ausgesetzt ist! Im August 1810 befiel diesen Menschen die Krankheit am schroffen Ufer der Donau nächst dem Kahlenberger-Dorfe, und er stürzte bewußtlos in die Donau. Der Strom riß ihn mit sich fort. Vorübergehende bemerkten es, sprangen

in einen Nachen, und waren so glücklich, ihn mit Haken zu erhaschen, und ans Land zu ziehen. Aber er gab kein Zeichen des Lebens mehr. Ohne die menschenfreundliche und thätige Hülfe des k. k. Polizey-Commissärs *Matthias* in *Rudorf* wäre er verloren gewesen. So bald nämlich dieser von dem Vorfalle Nachricht erhielt, ließ er den Unglücklichen sogleich in seine Wohnung bringen, und wendete selbst, da kein Arzt zu finden war, alle Mittel an, die zur Belebung der Ertrunkenen vorgeschrieben sind. Seine angestrengte Bemühung wurde durch einen glücklichen Erfolg belohnt.

*Wolfgang M** war nur scheinodt. Nach einer halben Stunde schlug er zur Freude des ihm sorgfältig pflegenden Polizey-Commissärs die Augen auf, und erhobte sich durch dessen wohlthätige Behandlung so gut, daß er schon am folgenden Tage in seine Heimath gebracht werden konnte. — Mit welchem Vergnügen werden sich noch heutiges Tages die guten Leute an den Tag erinnern, an welchem sie den armen *Wolfgang M** aus dem Wasser gerettet haben? Welch ein süßes Bewußtseyn muß den wackeren Polizey-Commissär lohnen, dessen unausgesetzten Bemühungen es gelang, den Todtscheinenden wieder zu beleben? Lernet aber aus dieser Geschichte, wie nützlich es sey, mit der Behandlung der Scheintodten recht bekannt zu seyn. Trachtet sie von verständigen Leuten zu erlernen. Vielleicht könnt ihr auch einst einen im Wasser, durch Kohlendampf oder auf eine andere Art Verunglückten retten. Ein solches Vergnügen wäre doch der kleinen Mühe des Erlernens werth?

Ein Bauer war im April 1811 zum Besuche seiner Verwandten in die Stadt gekommen. In froher Gesell-

schaft hatte er, da man ihm auch fleißig zusprach, ein Gläschen zu viel getrunken. Laumelnd machte er sich auf den Rückweg nach Hause aus der Vorstadt *Kosbau*, ging am Ufer der *Donau*, und stürzte vom Gestade in den Fluß. Schon war er eine weite Strecke von dem Wasser fortgetragen worden, als ihn in dem nähmlichen Augenblicke, wo er schon jede Besinnung verloren hatte, und unterzusinken anfang, ein Soldat erblickte. Dieser stürzte sich schnell ins Wasser, schwamm auf ihn zu, erhaschte ihn, und zog ihn glücklich ans Land. Dieser brave Mann, der Retter des Unglücklichen, ist der Grenadier *Michael Gall*, vom k. k. Infanterie-Regimente *Hieronymus Colloredo*. Er hatte auch das Vergnügen zu sehen, daß der Landmann nach und nach sich wieder erhobte. Ein Menschenfreund, der diese schöne That gehört hatte, sendete dem braven Grenadier ein Geschenk von 50 Gulden, und diese edle Gabe erhält noch dadurch einen größeren Werth, daß der Geber ganz unbekannt bleiben wollte. — Wird der Landmann durch diesen Fall wohl gewarnt worden seyn, beym Glas Wein künftig auf seiner Huth zu seyn? Wie sehr soll man auch den gemeinsten Mann achten, da er ein edles Herz, Muth und Menschenliebe, wie der Grenadier *Gall* besitzen kann! — Was lernt ihr von dem edlen Geber.

Die Dienstmagd *Barbara F** aus *Leopoldau* trug am 10. Jänner 1812 sechs Spanferkel nach *Wien* zu Markte. Um die sehr geringe Abgabe, die sie von ihrer Zeiltschaft am Mauthhause bezahlen sollte, auf eine betriegerische Weise zu ersparen, wollte sie unterhalb der ersten *Labor-Brücke* in der Abenddämmerung über die *Donau* gehen, die nach ihrer Meinung dort

sehr leicht seyn sollte, und dadurch der Labor = Mauth ausweichen. Allein auf einmahl gerieth sie in eine Vertiefung, und sank mit lautem Angstgeschrey unter. Kaum vernahmen die Gemeinen der dort streifenden Polizey = Wache, Linden berg und Schroll, und der Schiffknecht Glasmann das ängstliche Rufen um Hülfe, als sie herbeeilten, und mit Gefahr ihres eigenen Lebens die unglückliche Unbesonnene retteten. — Ist es wohl recht, Mauth und Abgaben vorzuenthalten, die der Staat wieder zum Besten der Untertanen verwendet? Was haltet ihr von der Magd, die eines kleinen betrieberischen Gewinnes wegen, sich in Lebensgefahr begab? Habt ihr wohl die drey Lebensretter lieb gewonnen?

Eine leichtsinnige Magd in Wien ging am 13. May 1811 mit dem vierjährigen Sohne des Hausmeisters W*, der ihrer Aufsicht anvertraut war, auf einen Floß, der weit in die Donau hinausreichte. Der Knabe warf Hölzchen ins Wasser, und fischte sie wieder auf. Er verlor das Gleichgewicht, und stürzte in den Fluß. Schon hatte ihn der Strom eine weite Strecke fortgerissen, als ein Schiffknecht das Jammergeschrey der Magd vernahm, und das Kind mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Wellen rettete. Der Staat hat demjenigen, der einem Menschen das Leben rettet, eine Belohnung von 25 Gulden zugesichert. Der brave Schiffknecht nahm sie durchaus nicht an. Ihr wünscht wohl zu wissen, wie der wackere Mann heißt? Lorenz Scharfmüller ist sein Name. Mit Achtung werde er genannt! — Seyd ihr wohl mit der Magd zufrieden, die den ihr anvertrauten Knaben an einen ge-

fährlichen Ort führte? Ist es wohl rätlich am Wasser, in Schiffen, oder auf Flößen zu spielen?

Schnell schwoll am 18. Februar 1812 das Wasser über der Eisdecke auf der Donau bey Dfen, und das Eis fing zu rücken an. Eine Frau, die vom gegenseitigen Ufer eben über die Eisdecke herüberging, wurde durch diese unvorhergesehene Bewegung in den Strom gestürzt, und war in der augenscheinlichsten Gefahr zu ertrinken. Wohl standen viele Menschen am Ufer, aber niemand wollte sein Leben wagen, die Unglückliche zu retten. Da drängte sich der Juwelier in Pest, Joseph Niggel, ein junger rüstiger Mann, aus der Menge hervor, warf hastig Rock und Stiefeln von sich, vergaß auf eigene Gefahr, schwamm auf die Verunglückte zu, ergriff sie bey dem Bündel, den sie auf dem Rücken trug, und näherte sich mit aller Anstrengung dem Ufer, wo dann beyde mittelst eines langen Hakens herausgezogen wurden.

Diesen edlen Mann scheint die Vorsehung außersehn zu haben, der Lebensretter seiner Mitmenschen zu seyn. Bey dem großen Brande in Dfen wäre der Seifensiedermeister Jakob Danner sammt seinen zwey Gehülffen verunglückt, wenn Niggel nicht zu ihrer Hülffe schleunig herbeygeeilt wäre. Durch sein angestrongtes Bemühen hat er verhindert, daß die Flammen das mit Unschlitt stark angefüllte Magazin nicht ergreifen konnte, worin sich diese befanden, und wodurch auch die Gewalt des Feuers unsäglich vermehrt worden wäre. Einen Zimmermann, um den es schon rund herum brannte, rettete er mitten aus den Flammen mit großer Selbstgefahr, daß er sich die Kleider am Leibe versengte. — Glück zu dem Retter der Menschen!

Bey Gott und in dem schönen Bewußtseyn der edlen That wird er seinen Lohn finden.

Unterhalb der Stadt Korneuburg am Lutendörfel hatte die Donau bey dem Eisgange einen weit hinausragenden Sporn von dem Damme abgerissen, und über diese Steinmasse ihren Lauf genommen. Diese Stelle war für die Schiff-Fahrer sehr gefährlich, und wurde durch ein Fährlein, welches in den hervorragenden Steinen befestiget war, denselben bezeichnet, damit sie der Gefahr bey Zeiten ausweichen könnten. Ein Schiff war an einem heiteren Sommertage von Krems abgefahren, und schwamm ruhig auf dem majestätischen Flusse herab, als sich auf einmahl, wie es in der Nähe von Greifenstein war, ein Sturm erhob, der den Himmel in schwarze Wolken hüllte. Vergebens suchten die Schiffer Land zu gewinnen; mit Gewalt wurde ihr Fahrzeug fortgetrieben, und von dem Strome auf die gefährliche Stelle hingerissen, wo es scheiterte. Neunzehn der unglücklichen Schiffbrüchigen retteten sich auf die Steinmasse, worauf das Fährlein stand, und welche wie eine Felsenspiße aus dem Wasser hervorragte; aber sie waren alle Augenblicke in Gefahr, von den Wellen weggespült zu werden, und in dem Flusse den Tod zu finden.

Der Fischer Smagl sah vom Ufer die Gefahr, in welcher seine Mitmenschen schwebten. Ohne auf Wetter und Sturm zu achten, sprang er in seinen Kahn, und ruderte auf die Unglücklichen zu. Alle Augenblicke drohte sein Rachen umzuschlagen, oder von den Wellen verschlungen zu werden; er vergaß auf eigene Gefahr, erreichte die Schiffbrüchigen glücklich, nahm deren so viele auf, als sein Rachen fassen konnte, brachte sie

glücklich ans Land, wiederholte seine Fahrt noch einmahl, rettete wieder mehrere, und war endlich so glücklich, durch Hilfe zweyer Müllerknechte, denen seine Menschenliebe und Herzhaftigkeit Muth eingeblößt hatte, nach und nach alle Verunglückten ans Ufer zu bringen. Wer kann sich die Freude aller dieser Menschen, die dem Tode so nahe waren, vorstellen, als sie sich am Lande und gerettet sahen? Wie herzlich, wie innig dankten sie ihrem Retter! Seine edle Handlung kam bis zu dem Throne unsers gnädigsten Monarchen. Zum Lohne verlieh er ihm die goldene Verdienst-Medaille, mit welcher der wackere Fischer in einer feyerlichen Versammlung geziert wurde. So ein Mann, der keine Gefahr scheuet, andern das Leben zu retten, ist es auch werth, das Brustbild unsers gütigsten Monarchen an seinem edlen Herzen zu tragen.

Trauet Quacksalbern nicht.

Der Viehhirt *Klaus* in *L** galt unter dem leichtgläubigen Bauernvolke für einen wunderthätigen Mann, der in allen Krankheiten zu helfen wußte. Er nahm auch immer, wenn er die Herde auf die Weide trieb, ein großes, dickes Buch mit sich, sammelte Kräuter und Beeren, Wurzeln und Harze, und gab sich die Mühe, als wenn er Tag und Nacht über die Kranken nachdächte, und in der Arzneykunde sehr erfahren wäre. Viele Kranke glaubten von ihm Gesundheit erhalten zu haben, die vermuthlich genesen wären, wenn sie auch nichts von ihm genommen hätten; wieder andere befanden sich weit übler bey seiner Cur; aber diese wußte er durch allerlei Vorwände zu beschwichtigen, und ihre Heilung auf

den Frühling zu verschieben, wo kräftigere Kräuter, wie er sagte, wüchsen. Freylich starben manche in der Zwischenzeit, und erreichten den Frühling nicht mehr; aber da wußte Klaus die Schuld immer auf die rauhe Witterung zu schieben, und so das einfältige Volk zu bethören.

Einmal verlangte ein Bauer von K*, der bey einem Hochzeitschmause den Wagen überladen hatte, und sich einige Tage nicht ganz wohl befand, ein Brechmittel von dem Wunder, Doctor. Er erhielt es, und nahm es nach Vorschrift ein. Er bekam aber großes Uebelbefinden darauf, fing sehr stark zu brechen und zu lagiren an. Beydes dauerte Tag und Nacht fort, und des Morgens war er eine Leiche. Klaus hatte ihm die Arzney in einer zu großen Portion gegeben, woran jeder andere gestorben seyn würde.

Diese traurige Geschichte machte in der ganzen Gegend Aufsehen, und Klaus wurde von der Obrigkeit zur verdienten Strafe gezogen. — Handelte der Bauer wohl klug, daß er seine Gesundheit einem Viehhirten anvertraute? An wen hätte er sich wenden sollen? Was haltet ihr von Klaus? Soll man sich mit Geschäften abgeben, die man nicht versteht, und wodurch Leben und Gesundheit anderer in Gefahr kommen können. Ist es wohl recht, andere zu täuschen? —

In dem Dorfe H* und in der ganzen herumliegenden Gegend wurden im Sommer 1803 sehr viele Leute von dem kalten Wechselfieber befallen, und die Krankheit war so hartnäckig, daß bey mehreren Kranken die Mittel der Arzte lange nicht fruchteten. Eine Ursache war die feuchte Witterung, und eine zweyte, daß die Leute die vorgeschriebene Diät nicht beobachte-

ten, und alles durcheinander aßen, sobald das Fieber einige Mahle ausgeblieben war. Ein dienstloser Barbiergefell, der sich heimlich von einem Dorfe zum andern schlich und curirte, versprach in ein Paar Tagen das Fieber zu heben. Leichtgläubige Kranke trauten ihm. Er gab ihnen drey Pillen, und im zweyten — dritten Tage war das Fieber weg. Aber kurze Zeit darauf fingen sie am ganzen Leibe zu schwellen an. Die Geschwulst nahm immer zu, und innerhalb acht Tagen waren sie eine Leiche. Dieser unverständige Mensch hatte nämlich ein sehr starkes Gift zu den Pillen genommen, welches zwar das Fieber vertrieb, aber ein desto größeres Ubel im Körper anrichtete. — An wen wollet ihr euch, liebe Freunde, in Krankheiten wenden? — Ist immer der Arzt Schuld, wenn die Krankheit nicht gehoben wird? Liegt nicht oft die Ursache darin, daß die Kranken die Anordnungen des Arztes nicht befolgen?

Rose M*, Witwe eines Porzellan-Mahlers in Wien, eine Frau von 73 Jahren, war sehr mit Ungeziefer am Kopfe behaftet. Sie zog alte Mütterchen zu Rathe, wie sie am geschwindesten davon los werden könnte? Da rieth ihr eine alte Frau, eine gewisse Salbe in den Kopf einzureiben; dadurch würde sie von der Plage dieser ungebethenen Gäste in einer Nacht los werden. Die leichtgläubige Witwe befolgte den Rath; aber bald zeigten sich ganz andere Folgen, als jene, welche sie erwartet hatte. Sie wurde von einer außerordentlichen Kopfschwäche befallen, ihr Verstand wurde zerrüttet, und deutlich merkte man an ihr Spuren von Sinnesverwirrung. Am Mittage des 30. Aprils 1810 zog man ihren Leichnam aus dem Wasser. Die Unglückliche

hatte sich, wahrscheinlich in einem Anfälle von Wahnsinn, in die Donau gestürzt. So schrecklich können die Folgen seyn, wenn man von uiberufenen Leuten Heilung erwartet!

Ein Dienstmägdelein in K* hatte die Krätze. (Ein häßlicher Aussatz, der besonders in der Wärme schmerzhaft juckt, und sich, auch nur durch Berührung andern leicht mittheilt; deswegen scheuet auch jedermann Leute, die damit behaftet sind.) Die Krätze hält auch lange an, und kann nur durch fortgesetzte Reinigung der Säfte und der äußern Haut geheilet werden. Die Magd wollte nun bald davon los werden, und fragte eine alte Frau um Rath, bey der schon manche Leichtgläubige Heilung gesucht hatten. Diese gab ihr eine Schwefelsalbe zum Einreiben auf die Haut, und befahl ihr, wenn sie dieses gethan hätte, in den heißen Backofen zu schließen, so bald man das Brot heraus genommen hätte. Das Mägdelein befolgte genau die Anordnung des Weibes, aber nach einer Stunde zog man es todt aus dem Ofen heraus. — Wer wird nach so unglücklichen Beyspielen noch Rath in Krankheiten bey Unverständigen suchen?

Ein Seitenstück zum barmherzigen Samaritan.

Der Schneider Johann Oberschlick, von Medritz in Mähren, ein Mann von 61 Jahren, reisete im kalten Winter am 14. Jänner 1812 nach Wien. Er hoffte die Stadt noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; aber der tiefe Schnee hinderte ihn im Gehen, und es wurde Nacht, bevor er den hohen Stephans-Thurm von fern erblicken konnte. Dennoch

glaubte er, in die Stadt bey der Nacht zu kommen, weil er des Weges kundig, und noch nicht zu sehr ermüdet war. Aber die Kälte nahm mit jeder Stunde zu. Nachdem er wieder eine gute Strecke Weges zurück gelegt hatte, war er so unvorsichtig, sich niederzusetzen, um etwas auszuruhen. Seine Glieder erstarrten, er schlief ein, und fiel bewußtlos hin.

So mochten ihn einige Vorüberfahrende liegen gesehen haben. Ey, sagten sie, da ist ein Betrunkener oder Erfrorener, sollen wir uns wohl lange aufhalten, um ihn aufzupacken? Wir sitzen hier warm, sollten wir vielleicht selbctwegen erfrieren? Andere meinten, er sey ohnehin schon todt, für ihn gebe es keine Hülfe mehr; bey Tage würden ihn andere schon finden. Ein Dritter glaubte, er wäre vielleicht von Mördern erschlagen worden; da müßte ich, sagte dieser, wenn ich ihn zur Stadt führe, vor Gericht noch Aussage leisten, und Zeit versäumen. So blieb der Unglückliche liegen bis ein armer Fuhrknecht vorbeysuhr. Ey, dachte er, dieser alte Mann ist gewiß auf dem Wege erfroren. Ich habe schon als Knabe in der Schule gehört, daß Erfrorene oft noch ins Leben zu bringen sind. Vielleicht ist auch für diesen Unglücklichen noch eine Rettung möglich. Mit vieler Mühe lud er ihn ganz allein auf den Wagen, legte ihn so weich, als es nur immer möglich war, und eilte, schon spät in der Nacht, mit ihm der Stadt zu. In dem nächsten Gasthause in der Vorstadt Mäglein s d o r f lud er ihn ab, und bath den Wirth, sich dieses Unglücklichen zu erbarmen, und Mittel zu seiner Rettung zu verschaffen. Augenblicklich wurde der Polizen-Bezirks-Arzt, Wilhelm Braun, gerufen, der eben so große Geschicklichkeit als Menschenliebe besitzt. Dieser wendete

nun mit größter Sorgfalt alle Mittel an, die zur Belebung der Erfrornen dienlich sind, und nach einer Anstrengung von vier Stunden bemerkte man endlich zum Vergnügen aller, und besonders des mitleidigen Fuhrknechtes an dem Unglücklichen Zeichen des zurück kehrenden Lebens. Ununterbrochen fuhr Braun mit seinen thätigen Gehülfen in dem menschenfreundlichen Geschäfte fort, und um acht Uhr des folgenden Morgens ward allen, die dem Unglücklichen Hülfe geleistet hatten, der schöne Lohn zu Theil, einen Menschen gerettet zu haben. — Wer hat sich nach dem Gebotbe Jesu als Nächster dem Unglücklichen bewiesen? Gebet hin und thut dergleichen!

Verne deinen Zorn unterdrücken.

Der Zorn ist die heftigste und schrecklichste Leidenschaft. Der Zornige weiß nicht, was er thut; er gleicht einem grimmigen Thiere, sein Gesicht wird entstellt, er stoßt Worte aus, und begeht Handlungen, die ihn allemahl reuen, wenn die Aufwallung vorüber ist. Lasset euch, liebe Kinder, nie vom Zorne übereilen. Lernet lieber bey Zeiten ihn zu bezwingen. Zerrüttung der Gesundheit, Streit, Schlägerey, Beleidigungen, Verletzung des Nebenmenschen, ja oft Mord und Todtschlag sind die schrecklichen Folgen des Zornes. Leset hier einige traurige Beyspiele, die sich erst neulich zugetragen haben.

Ein Fuhrknecht wollte am 9. Jänner 1811 auf der Holzstätte in der Rossau nicht leiden, daß ein anderer, der mit dem Wagen neben ihm stand, eine Holzladung vor ihm bekommen sollte. Er gerieth darüber in heftigen Zorn, schimpfte und fluchte auf den andern,

der eben seinen Pferden den Hieb gegeben hatte, um ihm vorzufahren. Er peitschte heftig auf seine Pferde los, um den Vorsprung vor dem andern zu gewinnen. Beyde Wagen fuhren an einander, und ein armer Tagelöhner, Jacob Wall, der unbesorgt da gestanden war, kam zwischen dieselben, und wurde so jämmerlich zerquetscht, daß er nach einigen Minuten starb. Die Urheber wurden von der Obrigkeit zur verdienten Strafe gezogen.

Zwey Bürger in der Stadt Bela in Ungarn waren im April 1811 auf offener Straße mit einander in Streit gerathen. Sie stießen Schimpfworte gegen einander aus, und geriethen so sehr in Zorn, daß sie mit Fäusten auf einander schlugen, sich wechselseitig bey den Haaren faßten, und jämmerlich im Gesichte zerkrakten. Beyde waren Wüthenden ähnlich, und schäumten vor Zorn. Die Nachbarn liefen herbey, und suchten diese Zornmüthigen, die wie Fleischerhunde an einander hingen, zu trennen. Allein einer derselben war von seiner Wuth so beherrscht, daß er zurückkehrte, und seinem Gegner einen Schlag versetzte, von welchem derselbe augenblicklich todt zur Erde stürzte. Der Verbrecher wurde verhaftet, und büßt lebenslänglich seine böse That.

Ein Bräufnecht in Wien hatte in der Mitte des Monaths October 1814 alle übrigen Mitknechte im Hause beredet, den Dienst bey ihrem Herrn zu gleicher Zeit zu verlassen, um denselben in große Verlegenheit zu setzen, oder ihn zu zwingen, ihnen einen größeren Lohn zu bezahlen. Dieses war eine lieblose und sträfliche Handlung, die dadurch noch tadelnswerther wird, daß er durch Überredung manchen gutgesinnten Burshen auf seine Seite brachte. Nur einen, welcher mit

Liebe und aufrichtiger Dienst-Treue seinem Herren an-
 hing, konnte er nicht bewegen, ein Gleiches zu thun,
 vielmehr bemühet sich dieser eifrig, die übrigen davon
 abzuhalten. Da both nun der ungetreue Knecht alle nur
 erdenklichen Schimpf- und Schmähworte auf, um sich
 an dem treuen Diener zu rächen. Lange ertrug es die-
 ser mit Gelassenheit. Sie gerlethen endlich in einen hef-
 tigen Streit, in welchem der Treulose alle Stich- und
 Schimpfworte gegen den andern, ausstieß. Dieser konnte
 nicht länger seinen Zorn unterdrücken. Aufgebracht über
 die immer fortwährenden Neckereyen, erwiderte er Be-
 leidigung mit Beleidigung; der Zank wurde lärmender,
 der Zorn übermannte den Treuen, und um sich Ruhe zu
 schaffen, rannte er den Händelsüchtigen auf die Seite.
 Dieser glitschte auf dem nassen Boden aus, fiel in einen
 mit heißem Wasser gefüllten Bottich, und beschädigte
 sich so sehr, daß er vierzehn Tage darauf in dem Spi-
 tale der barmherzigen Brüder, wohin er gebracht wur-
 de, starb. Strenge war diese Strafe der Treulosigkeit
 und Zanksucht; aber der treue Knecht ist auch nicht zu
 entschuldigen, daß er sich vom Zorne hinreißen ließ,
 und den andern an einem Orte niederstieß, wo er leicht
 Schaden nehmen konnte. Freylich hatte er nicht im
 Sinne, ihm eine so große Beschädigung zu bereiten;
 aber im heftigen Zorne hatte er die Besinnung verlo-
 ren, und das Übel nicht berechnet, das er durch die-
 sen Stoß zufügte. Der Zornige ist seiner nicht
 mächtig. Der treue Knecht hat, so bald er wieder
 zu sich gekommen war, die That unter vielen Vor-
 würfen, die er sich selbst machte, bereuet; aber er ent-
 ging nicht der strengen Ahndung, und war durch eine

traurige Erfahrung belehrt, wie viel ein Zorniger sich und andern schaden kann.

Eben so zornmüthig war eine Leinwandhändlerinn auf dem Allerheiligen-Markte im Jahre 1814 in Wien. Sie war mit einem bejahrten Leinwandhändler vor ihrer Bude in Streit gerathen, und wollte durchaus Recht haben. Sie stieß Schmähungen und Schimpfworte aller Art aus, die aber ihren Gegner um so weniger nachgiebig machten, da das Recht auf seiner Seite war. Ergrimmt griff das böse Weib nach der Elle, und hieb auf den Alten ein. Dieser, der schon durch den Zusammenlauf der Menschen in Verlegenheit war, und nicht gern noch länger seine und des bösen Weibes Ehre bloß geben wollte, unterdrückte den Zorn, der in seinem Innern entbrannte, und brach schnell den Zank ab, um seine Gegnerinn an einem schicklicheren Orte eines Bessern zu belehren. Und that er daran nicht sehr vernünftig? Er brachte die Klage bey Gericht an, wo die ergrimnte Frau ihres Unrechtes überwiesen, und zur verdienten Strafe gezogen wurde. Wie wird sie sich da geschämt haben, da sie schon vorher dem Haufen Volkes, welches um ihre Hütte herumstand, zum Gelächter gedient hatte. Die Vernünftigeren hatten sie wegen ihrer Zornmüthigkeit bemitleidet, und jeder hielt es mit dem Alten. Der Klügere gibt nach, sagten die Herumstehenden: einem Zornigen muß ein schwer beladener Wagen ausweichen. War es nicht gut, daß der alte Leinwandhändler den aufbrausenden Zorn unterdrückt hat? Was würde geschehen seyn, wenn er auch, wie das böse Weib, zugeschlagen hätte? Würde er vor Gericht noch Recht erhalten haben? Was wollest auch

ihr, liebe Freunde, thun, wenn eure Gespielen, Kameraden, Mitschüler durch derbe Beleidigungen euren Zorn reizen? — Merkt euch das Sprichwort: Der Klügere gibt nach.

Am 19. März 1811 kehrten sechzig bis achtzig Landleute des Marburger = Kreises in Steyermark von dem Markte zu Strigan in Ungarn zurück. Als sie nun zu dem Mauthamte bey dem Vorpasse Ilowich kamen, wollten die Mauthbeamten dieselben der bestehenden Vorschrift gemäß, untersuchen, ob sie nicht Ungarischen Tabak oder andere verbotene Waren mit sich hätten. Dieses ließen nun die Landleute, von denen auch einige wohl bezechet waren, durchaus nicht geschehen; sie fingen mit den Beamten Streit an, geriethen in den heftigsten Zorn, und droheten, sich mit Gewalt den Durchgang zu öffnen. Wirklich stürmten sie, mit Prügeln bewaffnet, auf die Tabak = Aufscher los, und schwuren ihnen Tod und Verderben. Nun riefen die Aufscher die Cordons = Mannschaft (altgediente Soldaten, welche die Gränzen vor den Schleichhändlern bewachen), achtzehn Mann stark, zu Hülfe, welche Gewalt mit Gewalt vertrieben. Es entstand ein blutiges Handgemenge; drey Bauern wurden getödtet, und mehrere verwundet. Die Obrigkeit ließ den Vorfall streng untersuchen, und die Rädelzführer der Bauern nach den Gesetzen bestrafen. — Sehet hier, liebe Kinder, was für Folgen entstehen, wenn man den Zorn im ersten Aufbrausen nicht gleich unterdrückt! Der Betrunkene, dessen Blut erhitzt ist, zürnet auch leichter, wie ihr an diesen Bauern sehet. Hüthet euch vor Trunkenheit! Nachstehende Thatfachen liefern euch noch schrecklichere

Beyspiele, was der Betrunkene im Zorne verüben kann.

Zwey Schneidergesellen Friedrich S* und Michael Schr* kehrten am 26. May 1812 von Nußdorf nach Wien zurück. Schon fing es an, dunkel zu werden. Auf dem Wege begegneten sie dem Büchsenmacher Leopold Sch*, der mit seiner Gattinn und seinen zwey Knaben auf gleicher Straße nach der Stadt vom Weinhaufe, wo sie gut gezecht hatten, zurück kehrte. Einer der Schneidergesellen schob im Vorübergehen den einen Knaben etwas unsanft auf die Seite. Das wurmte den Vater; er brach in Schimpfworte gegen die zwey Gesellen aus, in welche Mutter und Kinder einstimmten. Nun entstand ein Wortwechsel; beyde Theile geriethen in Zorn, und fielen mit den Stöcken über einander her. Da ergriff der Büchsenmacher im heftigsten Zorne, von seinem bis zur Raserey erbitterten Weibe unterstützt, einen Gesellen nach dem andern, und warf sie mit starker Hand zu Boden. Aber in diesem Augenblicke ergriffen die beyden Buben, durch das böse Beyspiel ihres Vaters verführt, ihre Taschenmesser, und gaben den Gesellen, die schon wehrlos am Boden lagen, so viele Stiche, daß sie beynabe ohne Zeichen des Lebens waren, als man sie den Händen dieser grimmi- gen Familie entriß, und in das nahe Dorf Heiligenstadt brachte. Unbändigen Thieren glichen diese Grausamen, und die beyden Knaben hauseten so wüthend, daß sie selbst jene mit mehreren Messerstichen verwundeten, welche während des Streites den Gesellen Hülfe leisteten. Die Obrigkeit nahm Vater, Mutter und die zwey mörderischen Knaben in Verhaft, und streng büßten sie ihr Verbrechen. — Zu schaudervoll ist

diese Geschichte, als daß wir länger bey derselben verweilen sollten! Mußten die Knaben nicht böse werden, da sie so böse Ältern hatten? Dankt dem lieben Gott, daß er euch gute Ältern gegeben hat, die euch vom Bösen abhalten. Werdet aber gut wie sie.

Der Hammerschmid Gr. K*, im Markte K o f l a c h in Steyermark lehrte im Junius 1812 bey der Nacht berauscht nach Hause zurück. Wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit fing er mit dem Nachtwächter einen Streit an. Der Nachtwächter, der wohl einsah, daß er einen Betrunknen vor sich hatte, suchte auszuweichen; aber K* war nicht zu besänftigen. Er griff nach der Hellebarde des Wächters, und suchte ihm dieselbe aus den Händen zu winden. Aber wie er sie mit Gewalt an sich riß, stieß er sich dieselbe in den Unterleib, und verwundete sich so schwer, daß er an den Folgen der Wunde einige Zeit darnach starb.

Wie nachtheilig der Zorn auf die Gesundheit wirkt, lehrt nachfolgende traurige Geschichte, die sich im Herbst 1814 zugetragen hat. Ein Edelmann im M e c k l e n b u r g i s c h e n war sehr zornnützig und hartherzig. Bey der geringsten Veranlassung wurde ihm die Galle rege, sein Zorn entbrannte, und er glich einem Wüthenden, der alle Besinnung verloren hätte, er tobte und rasete. Das Übelste bey der Sache war, daß er immer mit Fäusten und Prügeln darein schlug. Da hatten nun seine Angehörigen, seine Untergebenen und die Dienstleute sehr viel zu ertragen. Sie konnten sich nicht genug hütthen, um seinen Zorn nicht zu reizen. Jeder wich ihm behutsam, wie einem beißigen Hunde aus. Man kannte es dem Manne aber auch im Gesichte an, daß es in seinem Innern immer kochte. Eine gelbbraune Haut

deckte seine magern Beine und Knochen, die Stirn war in hundert Runzeln gefaltet, die Augen, die sich wild bewegten, lagen tief in den Höhlungen unter den langen zusammengezogenen Augenwimpern, und die Zähne, welche er gewöhnlich über einander biß, wurden kaum von den blassen Lippen bedeckt. Bey aller Vorsicht konnte man nicht verhüten, daß er ergrimmete, und wehe dem, der der Gegenstand seiner Rache war!

Ein Meierknecht kam mit den Pferden und dem Pfluge vom Felde nach Hause. Der Herr bemerkte, daß ein Pferd hinkte. Es hatte sich einen Nagel in den Huf getreten. Er stellte den Knecht darüber zur Rede, und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß es durch seine Schuld geschehen sey. Vergebens behauptete der Knecht, daß er diesen Zufall auf keine Weise hätte verhüten können, indem der Nagel auf dem Wege müßte gelegen seyn, wo er, auf dem Pferde sitzend, ihn nicht hätte sehen und wegräumen können. Über diese Entschuldigung ergrimmete der zornmüthige Herr; der Knecht entgegnete noch etnige Worte, des Herrn Zorn stieg bis zur Wuth, er lief um die Karbatsche, und prügelte den Knecht derb durch. Dieser konnte sich nur durch die Flucht vor einer längeren Mißhandlung retten. Aber in den Augenblicke, als sich der erbitterte Herr etwas verschraubte, rührte ihn der Schlag. Er stürzte zusammen, und starb mit der Karbatsche in der Hand. Ärzte und Freunde hatten diesen Mann schon vorlängst vor dem Zorne gewarnt, und ihm voraus gesagt, daß er durch diese Leidenschaft so ein Lebensende nehmen könnte; aber er achtete der Warnung nicht, bis er als das Opfer seines wilden Zornes starb. Hüthet euch Freunde, vor dieser unbändigen Leidenschaft: Ier-

uet schon in der Jugend dieselbe bezähmen. Thut ihr dieses nicht, so nimmt sie in dem Maße zu, als ihr derselben freyen Lauf läßt, und die Folgen derselben sind nicht zu berechnen.

Ein gutes Gewissen ist besser als große Schätze.

Ein Italiäner, der von Jugend auf gern zu lüderlichen Leuten sich gefellt, und mit diesen manchen schlechten Streich verübt hatte, kam unter einem falschen Nahmen, und mit guten Zeugnissen, die er und seine bösen Gefellen trügerisch verfaßt hatten, als Handlungsdiener in die Dienste des griechischen Kaufmannes Emanuel Y* in Wien. Kaum war er einige Wochen bey ihm in Hause, so entwendete er am 7. Februar 1811 mit Hülfe zweyer anderer Italiäner die eiserne Casse, in welcher 60,000 Gulden Geldes und Diamanten von großem Werthe sich befanden. Die Casse brachten diese bösen Menschen in die Wohnung eines armen, gemeinen Mannes, Nahmens Christoph Strehle, bey welchem einer der drey Italiäner einige Zeit vorher ein Miethzimmer bewohnt hatte. Dort wollten sie die Casse erbrechen, und den Raub theilen. Aber ohne Vorwissen und Mithülfe des Christoph Strehle war dieses nicht leicht möglich. Sie suchten ihn auf ihre Seite zu ziehen, und versprachen ihm 25,000 Gulden, wenn er die Sache verschwiege. Diese große Summe war für den armen Strehle, der nur von dem geringen Monatssolde lebte, den er als Reitknecht des Banquiers von Seymüller zog, gewiß eine große Anreizung. Aber der redliche Mann zog Ehrlichkeit und ein gutes

Gewissen den größten Schätzen vor. Er eilte zum Gerichte, und zeigte den Diebstahl an. Die Cassé wurde uneröffnet dem Eigenthümer zurück gestellt, die Italiäner wurden verhaftet, und zur verdienten Strafe gezogen. Wie geschah es, daß der Italiäner nach und nach so böse wurde, und zuletzt so große Diebstähle verübte? Zu was verleitet böse Gesellschaft? Wie gefällt euch der ehrliche Reitknecht? Hatte er Recht, daß er ein gutes Gewissen der großen Summe Geldes vorzog, die man ihm anboth? Warum?

Seyd vorsichtig bey euern Spielen und Unterhaltungen.

Ein Kleiner Knabe von acht Jahren in Wien hatte sich oft die Unterhaltung gemacht, kleine Schiffe, die er sich aus Papier verfertigte, Dachschnel, Stücke Holz und anderes Zeug, das er an einem Bindfaden befestiget hatte, in der Donau schwimmen zu lassen. Am 10. Julius 1811 begab er sich abermahls ans Ufer, warf Hölzchen ins Wasser, und suchte sie wieder aufzufassen. Aber ein Stück war schon zu weit von ihm weggeschwommen. Er haßchte darnach, stürzte in die Donau, und war eher aus den Augen verschwunden, als man ihm zu Hülfe eilen konnte. — Thut dieser Knabe wohl recht, daß er an einem so gefährlichen Plage spielte? Soll man wohl Spiele wählen, bey denen man leicht Schaden nehmen kann? Was werdet ihr euch künftig bey euren Spielen zur Regel nehmen?

Wie gefährlich es sey, an Teichen, Bächen und Flüssen zu spielen, lehrt auch nachfolgende traurige Ge-

schichte. Johann Sch*, ein Knabe von 13 Jahren in Wien, schälerte mit seinem Kameraden Paul Schn* (10 Jahr alt), am 7. August 1811 am Ufer der Donau. Bald liefen sie einander nach; bald rangen sie, und suchten sich wechselseitig zu Boden zu werfen; bald hüpfen sie auf einem Fuße in die Wette. So tummelten sie sich eben am Rande des Flusses herum, als Johann Sch* auf seinen Kameraden unvorsichtiger Weise anrannte, und denselben in den Strom stieß. Von Schrecken ergriffen eilte er nun nach, um denselben zu retten, wagte sich aber zu tief, wurde vom Strome mitgerissen und ertrauf. Indessen hatte ein menschenfreundlicher Arzt, der eben vorüberging, den zehnjährigen Schn* an's Land gezogen, der ohne diesen glücklichen Zufall gewiß auch den Tod in dem Wasser gefunden hätte.

Ein Kind von zwey Jahren entwischte im May 1812 ihrer Mutter, während sie im Hofe arbeitete, und schlenderte an den Mühlbach in der Vorstadt Sumpendorf hin. Dort warf es Steinchen ins Wasser. Aber das arme Kind glitschte vom Ufer ab, fiel in den Bach, und ertrauf eher, als man es vermifste. Alle Bemühungen der Ärzte, das Kind wieder ins Leben zu bringen, waren fruchtlos.

Ein etwa achtjähriger Knabe, voll gutem Willen und Geistesanlagen, der einzige Sohn sorgsamer Aeltern, spielte gegen Abend am 8. Julius 1815 auf dem Plage vor dem rothen Hause in der Alser-Vorstadt in Wien. Die Aeltern hatten ihn nie aus den Augen gelassen, weil der Kleine voll Feuer, und manchemahl auch etwas unbesonnen war. Aber dieses Mahl, da Vater und Mutter ernstlich beschäftigt waren, hatte

er sich auf einen Augenblick fortgeschlichen, und tummelte sich unbesorgt auf dem Plage herum.

Eine mit Brettern zugedeckte Grube fiel ihm in die Augen. Etwas Rauch, der aus dem frisch gelöschten Kalk herauf stieg, reizte seine Neugierde. Er tritt hinzu, hebt ein Bret auf, verliert das Gleichgewicht, und stürzt mit dem Kopfe vorwärts hinein. Eine Frau sieht ihn verunglücken; sie will ihn schnell heraufziehen; aber sie ist zu schwach. Auf ihr Rufen um Hülfe kommen andere Leute herbey, und ihnen gelingt es, den armen Knaben herauszuziehen. Aber wie jämmerlich sah er aus. Der frisch gelöschte Kalk hatte ihm die Augen und die Oberhaut am Gesichte und Händen wund aufgefressen. Am ganzen Leibe war er mehr oder weniger beschädigt. Man wandte sogleich ärztliche Hülfe an; aber der Zustand des armen Knaben war über alle Beschreibung schmerzhaft und schrecklich. Es gab keine Rettung für ihn. Am Morgen des folgenden Tages endete er unter nahmenlosen Leiden sein Leben.

Wodurch hatte sich dieser hoffnungsvolle Knabe den schmerzlichen Tod zugezogen? War es wohl vernünftig, daß er sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, den Augen seiner Ältern entzog? Was verleitete ihn, die Kalkgrube zu öffnen? — Die Neugierde hat oft schon den Kindern Unglück gebracht.

Selbst Erwachsene können bey ihren Beschäftigungen und Unterhaltungen an Flüssen nicht vorsichtig genug seyn. Der Zeugmacher-Gesell A u t o n H*, in W i e n, ein Mann von 37 Jahren und Vater von vier unmündigen Kindern, ging in der Mitte Septembers 1812 mit der Angel an die Donau fischen. Das Schiff,

in welches er sich stellte, war am Boden sehr glatt und naß. Er glitschte aus, stürzte in den Strom und erkrankte. Wie werden die vier armen Waisen den unglücklichen Tod ihres Vaters bewelnet haben?

Diese Unglücksgeſchichten werden euch, liebe Kinder, genug warnen, am Waſſer nicht zu ſpielen. Aber auch keine andern gefährlichen Plätze ſollt ihr zum Spielen wählen, noch Spiele und Unterhaltungen unternehmen, die euch Schaden bringen können. Hätte dieſes doch der vierjährige Sohn des Webermeiſters N* in *Keinrechtſdorf* nächſt *Wien*, oder hätten es vielmehr die älteren Kinder bedacht, die mit ihm ſpielten! Dieſe kleine Geſellſchaft hatte ſich nun eines Tages (es war im Auguſt 1812) den Gang zu ihrem Tummelplatze gewählt, welcher im erſten Stocke vor der Wohnung des Webermeiſters ſich befand. Der Gang war mit einem Gitter verſehen. Andere Kinder befanden ſich im Hofe, warfen auf die Geſpielen im erſten Stocke mit Steinchen hinauf, und die oberen erwiederten jeden Wurf. Daß reizte nun den kleinen Weberſohn auch an; er wollte kein Steinchen ſchuldig bleiben, und um einen Knaben im Hofe ſicher zu treffen, kletterte er auf das eiferne Gitter, ſchwang den Stein, bekam das Übergewicht, ſtürzte hinab, und ſtarb nach fünf ſchmerzvollen Stunden.

Befonders aber, liebe Kinder, hütet euch vor dem gefährlichen Baumklettern. Wie viele Kinder haben ſich den Tod oder lahme Glieder dadurch zugezogen.

*Franz L**, ein Hauersſohn in L* hatte ſeine Luſt daran, die jungen Vögelchen aus den Neſtern auszunehmen. Kein Baum war ihm zu hoch, oder zu ſchwer zu erſteigen, auf dem ein Neſt war, oder wo er eines

vermuthete. Eben sah er einst eine Blaumeise in das Astloch einer alten Eiche zu den Jungen hineinschlüpfen, als er sich augenblicklich auf den Baum machte. Glücklich war er zu dem Neste hinaufgeklettert, und hatte die Jungen herausgezogen. Aber im Herabsteigen brach unter seinen Füßen ein dürres Astchen, auf das er getreten war. Er stürzte wohl zwey Klafter hoch auf einen Klotz herab, zerschmetterte sich das Achselbein, und war Zeit Lebens zur schweren Arbeit untauglich.

Der eilfjährige Leopold S* im Dorfe B* wollte seinen Meisenschlag auf den hohen Nußbaum stellen, dessen lange Äste weit über die tiefe Mistlache hingen. Er hatte den Baum in einer ziemlichen Höhe erklettert, als er ein bequemes Plätzchen für den Schlag fand. Er wollte ihn nun richten; da er aber hierzu beyde Hände brauchte, konnte er sich nicht fest anhalten; er verlor das Gleichgewicht, stürzte mitten durch die Äste herab, zerkrachte sich jämmerlich das Gesicht, und fiel in die Mistpfütze, worin er gewiß erstickt wäre, wenn sein kleiner Bruder, der dabey stand, nicht um Hülfe gerufen hätte, worauf der Knecht herbey eilte, der ihn mit Mühe herauszog.

Im August 1811 kletterte der vierzehnjährige Sohn des Gärtners Joseph Berg im Prater auf einen Baum, um Holzbirnen zu sammeln. Aber er gleitete ab, eben als er nach einem Astchen voll Birnen langen wollte, fiel mehrere Klafter hoch herab, und brach sich das Genick.

In der Kreisstadt Korneuburg hatte eine Gesellschaft Seiltänzer und Seilchwinger einige Wochen lang ihre sehr entbehrlichen Künste gezeigt. Dieses reizte mehrere muthwillige Knaben an; verschiedene gefährli-

He Sprünge und Stellungen nachzuahmen. — Ein gefährvolles Unternehmen, da alle diese Künste sehr viele Übung brauchen, und die geübtesten Künstler oft Hals und Bein bey ihren Vorstellungen brechen. Diese Knaben spannten nun über der Lemme in der Scheuer des Müllers K* ein Seil. Der zehnjährige Sohn des Müllers wollte der erste versuchen, ob er auf dem Seile balancieren könnte, verlor aber, wie es vorauszusehen war, das Gleichgewicht, stürzte herab, und brach den rechten Arm. Fast drey Monathe lang litt er große Schmerzen, und wurde nur durch die Sorgfalt eines geschickten Arztes geheilet.

Als die herrliche Carls = Kirche in Wien von Innen und Außen im Jahre 1815 erneuert wurde, lagen große, lange Bäume und Balken auf einem Haufen über einander, welche zu dem erforderlichen Baugerüste verwendet werden sollten. Da fanden sich nun täglich müßige Buben ein, welche auf dem über einander liegenden Bauholze herum kletterten, und ihr muthwilliges Spiel trieben. Die einen ritten auf den hervorragenden dünnen Enden der Bäume, und schaukelten sich, die andern liefen der Länge nach über dieselben in die Wette; andere balgten sich oben herum, und einer wollte die andern hinab jagen. Oft warnten verständige Leute diese unbesonnenen Buben, von diesem gefährlichen Spielplatze wegzugehen, weil die Bäume leicht rollen, und ihnen großen Schaden zufügen könnten. Doch die guten Warnungen halfen nichts, und die Buben kamen wieder zurück, wenn sie auch von den Arbeitseuten mit Gewalt fortgejagt worden waren.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, sagt das Sprichwort. Eines Tages

fanden sich wieder mehr Knaben als gewöhnlich bey diesem gefährlichen Spielplatze ein, und trieben ihren Muthwillen weiter als jemahl. J. St. ein Knabe von zehn Jahren war unter der losen Schar einer der Berwegsten. Das dünne Ende eines hochliegenden Baumes ragte weit über die andern hervor. Quer über dasselbe wurde ein schwerer und dicker Balken gelegt, und auf die zwey äußersten Ende desselben setzten sich J. St. und ein anderer eben so muthwilliger Bube, um sich zu schaukeln. Munter wurde das gefährliche Spiel angefangen, aber sehr traurig war das Ende. Der andere Bube schwang sich aus unverzeihlichem Leichtsinne mit aller Gewalt zu Boden, und glitschte schnell vom Querbalken ab. J. St. wurde dadurch in eine beträchtliche Höhe getrieben; durch das Abglitschen des andern stürzte er mehr als eine Klafter tief auf die Erde, und der schwere Balken fiel auf ihn. Durch den Fall hatte er sich einen Arm gebrochen, und der Balken hatte ihn noch obendrein stark beschädiget. Monathe lang litt er große Schmerzen, und trug den verwundeten Arm in der Schlinge.

Was lernt ihr liebe Kinder aus dieser Unglücks- geschichte? War der Haufe Bauholz wohl ein schicklicher Spielplatz? Was hätten die unbesonnenen Buben vorher bedenken sollen? Zeigt das nicht den ausgelassensten Muthwillen und Eigensinn an, daß sie sich gar nicht warnen, und selbst mit Gewalt nicht forttreiben ließen? Werdet ihr wohl klüger und besonnener handeln?

Ein Knabe rettet seinen Kameraden.

Nachfolgende Geschichte gibt euch liebe Freunde, ein Byspiel, wie unvernünftig es ist, sich muthwillig ei-

ner Gefahr auszusetzen, und wie viel man hingegen zum Wohle Anderer beytragen kann, wenn man bey unvorhergesehenen Zufällen und bey jeder Gefahr, die sich schnell ereignet, Muth, Besonnenheit und Menschenliebe hat, andere aus der Verlegenheit zu reißen. Der junge Gauzer liefert uns hierzu einen schönen Beweis.

Dieser wackere Knabe spielte mit einem seiner Mitschüler im Sommer 1798 in einem großen Ziergarten. Dieser war mit Canälen durchschnitten. Über einen derselben lag ein schwächtiger Baum, den kurz zuvor der Sturmwind an der Wurzel abgebrochen und so hingeworfen hatte. Gauzer's Kamerad war ein kleiner Unbesonnener. Wider den Rath seines Freundes machte er sich an den Baum, ging auf demselben über den Canal, kam bis in die Mitte, fing an zu schaukeln, verlor das Gleichgewicht und plump! lag er im Wasser.

Betroffen, aber nicht aus der Fassung gebracht durch den unglücklichen Fall seines Freundes, von Menschenliebe beseelt, ihn aus der Gefahr zu retten, richtete Gauzer die Augen gen Himmel, um Segen über sein edles Unternehmen zu erbitten. Muthig warf er sich auf den Baum hin, umfing ihn mit den Händen und Füßen, kroch so auf dem Bauche zu dem Orte hin, wo sein Kamerad hinein gefallen war, hielt den Baum fest mit seinen beyden Füßen, langte mit den Händen nach dem Unglücklichen, erhaschte ihn, wie er eben vom Wasser emporgehoben wurde, befahl ihm, mit der einen Hand den Baum zu fassen, zog ihn bey der andern mit sich fort, indem er auf die nämliche mühsame Art auf dem Baume zurück kroch, und brachte ihn glücklich ans Land. — Mit welchem süßen Bewußtseyn muß diese Lebensrettung den braven Gauzer lebens-

länglich erfüllen? Was läßt sich von ihm hoffen, da er schon im Knabenalter eine so muthvolle That ausführte? Wie wird der Gerettete, so lange er lebt, seinem Retter zugethan seyn!

Verwahrt sorgfältig Feuer und Licht!

So ruft der Nachtwächter in jedem Dorfe den Bewohnern desselben zu, und wünschet ihnen eine gute Nacht. Aber wie leichtsinnig gehen noch manche Leute mit dem Lichte um. Sie bedenken nicht, daß der kleinste Funke eine große Feuersbrunst erregen kann. Besonders aber scheuen viele die kleine Mühe, das Licht in Laternen zu verschließen, wenn sie in Ställe, auf Böden, in Scheuern, und an andere Orte gehen, wo leicht entzündbare Körper sich befinden. Auch Kinder spielen oft leichtsinnig mit Feuer und Licht. Leset hier einige traurige Geschichten zur Warnung!

Am 25. Julius 1811 wurden in dem Dorfe Katenitz im Raupzimer-Kreise Böhmens fünfzig Häuser mit der Kirche und der Schule ein Raub der Flamme. Die Gattin des Kirchendiener's ging, um Wäsche zu hohlen, mit einem Lichte in eine finstere Kammer ihres Hauses. Das Licht, welches sie in eine Laterne hätte thun sollen, steckte im Leuchter nicht fest, fiel um, und unglücklicher Weise auf ein Gebinde von Flachs. Der Flachs entzündete sich augenblicklich, und brannte hell auf. Die Flamme ergriff das Stroh, welches sich in der Nähe befand, und verbreitete sich so schnell, daß innerhalb einer Stunde das Dorf, nur vierzehn Häuser ausgenommen, in Schutt und Asche lag. Was für ein großes Unglück hat diese Frau durch ihre Un-

vorsichtigkeit angerichtet? Wird sie noch einem der Abgebrannten froh ins Gesicht sehen können?

Am 23. November 1811 brach in dem angefüllten Magazine eines Glashändlers in der Vorstadt Landstraße in Wien Feuer aus, welches mit solcher Schnelligkeit um sich griff, daß das ganze Magazin, die Wohnung eines Tagelöhners und ein angränzender Stall schon in der Asche lagen, als die Feuerspritzen wirken konnten, ob sie gleich nach der in Wien so vorzüglich gut bestehenden und allbekannten Feuerlösch-Ordnung schleunigst herbey geeilt waren. Drey Kühe und ein Pferd verbrannten. Und an allem diesen Unglücke war Unvorsichtigkeit Schuld. Die Gesellen des Glashändlers hatten bey einem in einer Laterne verschlossenen Lichte gearbeitet; dieses war herabgebrannt, und hatte das Papier ergriffen, mit welchem es umwickelt war. Einer der Gesellen öffnete die Laterne, löschte mit den Fingern das Licht aus, schnellte aber dabey einen Funken auf den Glashabsfall. Die Gesellen mochten es nicht gleich bemerkt haben. Aber in Kürze brannte der Glash so hell auf, daß die vereinigten Bemühungen der drey Gesellen nicht mehr im Stande waren, die blitzschnell sich verbreitende Flamme zu löschen.

Die Gattinn des Apothekers Boek zu Priß in Schlesien ließ am 11. Julius 1810 ihr Milchgewölbe weißen. Die Milchtröpfe wurden indessen auf die Stufen der Kellertreppe gestellt. Oben am Treppengewölbe hing an Stricken ein Bret, auf welchem sich mehrere Flaschen mit leicht entzündbarem Weingeiste befanden. Des andern Tages mit frühestem Morgen, als der Apotheker eben nach Hartmannsdorf abgereiset war, begab sich die Frau in Begleitung ihres Dienst-

mädchens, welches mit einem brennenden Lichte in der Hand leuchten sollte, in den Keller, um den Rahm abzunehmen, und die frisch gemolkene Milch hinzustellen. Bey dieser Verrichtung stieß die Frau, wie sie sich aufrichtete, mit dem Kopfe an das über ihr hangende Bret. Durch diesen Stoß stürzten die darauf stehenden Flaschen herunter, zerbrachen an den Köpfen der Frau und des Dienstmädchens, und beyde wurden mit dem darin gewesenen Weingeiste ganz begossen. An dem Lichte, womit das Mädchen leuchtete, hatte sich der Weingeist entzündet, und in wenigen Augenblicken stand das Mädchen im Feuer. Die Frau wurde von Schrecken ergriffen; in der Angst dachte sie nicht daran, daß auch ihre Kleider mit Weingeist durchnäßt seyen; sie will das Feuer an dem Mädchen löschen, und nun entzündet sich der Weingeist auch an ihr. Beyde laufen nun brennend mit Angstgeschrey in die Küche, um das Feuer mit Wasser zu vertilgen. Weil aber dieses nicht gelingen will, läuft das Mädchen in den Hof, wirft sich auf einen feuchten Streuhaufen, wälzt sich auf demselben, und ist so glücklich das Feuer an sich zu dämpfen. Später kommt man auch der Frau zu Hülfe, das Feuer wird gelöscht; aber sie war schon am Leibe so verbrannt, daß sie drey Tage darauf unter großen Schmerzen starb.

Im Belvedere auf dem Rennwege in Wien gerieth im Jahr 1812 eine Holzkammer in Brand. Noch zu rechter Zeit wurde das Feuer gedämpft, ohne daß es weiter um sich greifen konnte. Ein Tagelöhner, der zuvor in der Kammer arbeitete, hatte seine Tobakspfeife zwischen das Holz gesteckt, und sie vergessen. Es befand sich ein glimmender Schwamm in derselben, welcher auf das Holz fiel, und zündete.

Eben so gerieth am 15. August 1811 das Gepäcke eines Wagens, eine halbe Meile von Loobschütz durch das Tabakrauchen in Brand. Dem Kutscher war der Schwamm aus der Pfeife entfallen. Der Wind trug ihn rückwärts auf das Gepäcke, welches mit Stroh gedeckt war. Der Schwamm zündete; die Reisenden konnten es nicht merken, weil der Wind gegen sie wehete, und den Rauch und Geruch von ihnen weg und zurück trieb. Erst da der Wagen rückwärts vollends in Flammenstand, merkten sie den Brand; der größte Theil des Gepäckes war verbrannt, und der Wagen stark beschädigt.

Vor einigen Jahren machte ich mit einem meiner Freunde, der ein starker Tobaksschmaucher war, in einer offenen Kalesche eine Landreise. Der Wind war uns, wie den vorigen Reisenden, entgegen. Als mein Freund ausstieg, war der ganze untere Theil seines Rockes, und alles, was er in der Tasche hatte, verglimmt. Es war ihm nämlich während des Fahrens ein glühender Schwamm aus der Pfeife, und auf die Rocktasche gefallen, welcher zündete. Wären wir noch länger im Wagen geblieben, so hätte das Feuer weiter um sich greifen, und in helle Flammen ausbrechen können. — Möchte doch die üble Gewohnheit, Tabak zu rauchen, nicht so allgemein werden! Möchten alle Tabakraucher vorsichtiger seyn, und besonders junge Leute sich nie an die Pfeife gewöhnen! Wie viele Feuersbrünste sind daher entstanden? Welcher Nachtheil für die Gesundheit erwächst daraus?

Ein junger Mensch, der in einer öffentlichen Erziehungsanstalt war, rauchte öfters wider das Verboth der Vorgesetzten heimlich Tabak. Eines Tages wurde er dabey von seinem Vorgesetzten im Zimmer

überrascht, der ihn zu einem seiner in der Nähe wohnenden Verwandten mitnehmen wollte. Der Student sprang schnell in die Kammer, und verbarg seine brennende Pfeife unter das Bett. Beyde gingen fort. Nach anderthalb Stunden entstand Feuerlärm. Es brannte in der Erziehungsanstalt. Durch die brennende Tabakspfeife im Bette hatte das Stroh Feuer gefangen, die Flamme hatte sich weiter verbreitet, und den größten Theil des Hauses in Asche gelegt.

Die kleine Wohlthäterinn.

Wilhelmine, ein Mädchen, noch nicht zehn Jahre alt, sah eine Zeichnung, welche die Stadt Pressnitz in Böhmen vorstellte, wie sie eben in vollen Flammen stand, und von einer unglücklichen Feuersbrunst verzehrt wurde. Das gute Kind fühlte lebhaft den Jammer und das Elend, welche durch dieses Unglück über so viele Familien gekommen seyn mußten; Wilhelminens weiches Herz ward innig gerührt, und schnell entstand in ihr der Gedanke, zur Linderung des Elendes dieser Unglücklichen so viel beyzutragen, als nur immer in ihren Kräften stünde. Sie theilte diesen edlen Gedanken einigen ihrer Gespieltinnen mit; alsogleich wurde eine Sammlung veranstaltet, und die gutmüthigen Kinder brachten aus ihrem Taschengelde die Summe von hundert Gulden zusammen, welche sogleich den Verunglückten zugesandt wurden. Das Mädchen, welches so frühe schon die Pflicht der Wohlthätigkeit tief empfand, und unaufgefordert übte, ist die lebenswürdige Tochter des Großhändlers Lwenthall in Wien. Möge das schöne Vorbild, welches hier die Kinder geben, recht viele Nachahmer finden! Mögen die Kinder

schon früh empfinden, daß es kein süßeres Vergnügen gibt, als andern wohlzuthun!

Spielet nicht mit Schießgewehren.

Ich weiß nicht, wie es geschieht, daß sich Knaben so gern mit Schießgewehren etwas zu thun machen, welche doch so gefährliche Waffen sind, daß selbst Jäger, Soldaten und andere geübte Schützen, die mit denselben gut umzugehen wissen, alle Vorsicht anwenden müssen, um weder sich noch andere zu beschädigen. Alljährlich ereignen sich Unglücksfälle mit Schießgewehren woran meistens Unvorsichtigkeit oder Muthwille Schuld sind. Lasset es euch zur Warnung dienen, liebe Freunde, nie mit Gewehren zu spielen! Leset nachfolgende traurige Begebenheiten.

Der Verwalter R* in Seyring, ein verdienstvoller und allgemein geehrter Mann, war mit seiner Gattinn in May 1811 nach Wien gefahren. Das Hauswesen hatte die Mutter der ältesten Tochter, einem lebenswürdigen Mädchen von zwölf Jahren übertragen, welche es in ihrer Abwesenheit schon oft emsig besorgt hatte. Während sie die Betten zu recht machte, spielten ihre kleinen Geschwister im Zimmer mit dem zehnjährigen Sohne eines Landmannes, welcher ihr täglicher Gesellschafter war. Während des Spiels griff der Knabe nach einer Flinte, die geladen an der Wand hing. Das Mädchen wollte diesen Unfug nicht dulden, befahl dem Knaben, das Gewehr hängen zu lassen, und da er es dessen ungeachtet herabnahm, so wollte es ihm das Gewehr aus der Hand reißen. Aber während des Ringens um den Besiz, ging dasselbe los, und der Schuß fuhr dem unglücklichen Mädchen durch

das Herz. Es starb, nachdem es drey Stunden namenlos gelitten hatte. Wer kann sich das Entsetzen der guten Ältern, den Jammer der Kinder vorstellen, die durch den Muthwillen des Knaben, der auf Warnungen nicht achtete, einen so empfindlichen Verlust erlitten hatten?

Im September 1811 nahm ein sechzehnjähriger Knabe zu Montpellier in Frankreich das Gewehr eines Soldaten, der bey seinen Ältern im Quartier lag. Das Gewehr war geladen, ohne daß es der Knabe wußte. Er fing an zu exerciren, wie er es die Soldaten hatte machen gesehen! Schlagt an, setzt ab — Feuer! und Himmel, — das Gewehr ging los, und traf seine Mutter, die ungefähr vorbeý ging, in den Kopf. Man denke sich den schaudervollen Anblick, als der Soldat und die Nachbarn auf den Schuß herbeýliefen, und die Mutter in ihrem Blute auf der Erde hingestreckt, und alle ihre noch kleineren Kinder um sie herum heulend und jammernd fanden. Der Schmerz des Vaters war gränzenlos; der unglückliche Sohn wurde fast wahnsinnig vor Leidwesen.

Am 6. October 1810 kam der Koch des Justiz-Rathes von Mutius zu Altwasser in Schlesiens Mittags von der Jagd nach Hause, legte seine geladene Flinte in eine Ecke der Wohnstube, nahm das Mittagsmahl ein, und war im Begriffe gleich nach Tische wieder auf die Jagd zu gehen. Da fiel ihm aber der große Hecht ein, den er im Teiche, welcher am Schlosse lag, gesehen hatte, und bey nächster Gelegenheit schießen wollte. Er ging hinaus um zu sehen, ob er auf der Oberfläche des Wassers sich befände. Aber kaum war er an den Uferand getreten, als er einen Schuß, und

gleich darauf ein herzdurchschneidendes Jammergeschrey hörte. Gleich nach seinem Hinausgehen hatte nämlich sein Stieffsohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, die Flinte ergriffen, um damit zu exerciren. Die Mutter und die leibliche Schwester desselben, ein hoffnungsvolles sechszehnjähriges Mädchen, waren zugegen. Stark warf er die Flinte auf die Schulter, deren Lauf zufällig gegen die Schwester gerichtet war. In diesem Augenblicke geht die Flinte los, und der Schuß trifft die linke Brusthöhle der Schwester, die an der Seite ihrer Mutter niederfällt, und ungefähr nach einer halben Stunde stirbt. Nur ein Augenzeuge kann sich den herzzerreißenden Jammer bey so einem Unglücke vorstellen. Wird der Schmerz über den Tod der geliebten Schwester wohl jemahls an dem Herzen des Knaben zu nagen aufgehört haben? Wird sie ihm nicht immer in ihrem Blute liegend, vorschweben, wo er sich dann als die Ursache ihres Todes vor sich selbst anklagt?

Der Waldbereiter zu A r o m a u in Mähren ging mit seinem geladenen Gewehr auf die Jagd aus. Da es ihm versagte, schickte er damit seinen Jägerbarschen nach Hause, um ihm ein anderes zu hohlen. Er trug ihm mit weiser Vorsicht auf, der Frau zu melden, daß es noch geladen sey, und also sicher gestellt werden müsse. Der leichtsinnige Mensch vergaß dieses auszurichten, und stellte es in die Stube, wo sich gerade die Kinder mit ihrem Lehrer befanden, der ihnen Unterricht erteilte. Eines derselben fing an, mit diesem Gewehre zu spielen. Der Lehrer warnte das Kind, und befahl die Flinte wegzulegen; aber dieses legte im Spas auf ihn an, drückte los, und schoß ihn, wie er auf dem Stuhle saß, durch den Hals auf der Stelle

totd. — Wie nöthig ist, es liebe Kinder, daß ihr genau auf die Worte eurer Ältern und Lehrer achtet, und pünctlich thut, was man euch befiehlt. Wäre der Sohn des Waldbereiters auf das Wort gehorsam gewesen, so hätte er dieses Unglück nicht angerichtet. Gewöhnet euch auch, Aufträge, die man euch gibt, pünctlich auszurichten. Seht, wie der Jägerbursche auch Mitursache an dem Unglücksfalle war, welcher nicht geschehen wäre, wenn er der Frau gesagt hätte, daß die Flinte geladen sey, und deswegen sicher gestellt werden müßte.

Der vierzehnjährige Sohn des Güterbesizers Capocchi zu Pontedera in Italien spielte am 7. März 1811 unvorsichtiger Weise mit einer Flinte, von der er glaubte, daß sie nicht geladen sey. Mßglich ging dieselbe los, und die Kugel fuhr gerade nach der Stirn seiner achtzehnjährigen Schwester. Das Schrecken und die Bestürzung des Knaben, der seine Schwester über alles liebte, und der Schmerz der Ältern über den Tod ihrer innigst geliebten Tochter lassen sich gar nicht beschreiben. Mögen doch alle Erwachsene sich's zur Regel machen, in ihrem Hause kein geladenes Gewehr zu dulden, welches nicht sorgfältig verwahrt ist! — Mögen alle Kinder sich die Lehre nehmen, nie mit einem Feueergewehre ihr Spiel zu treiben!

Es ist durch Geseze verbothen, Hochzeitfeste, die Weinlese und andere dergleichen Gelegenheiten mit Pistolen- oder Flintenschüssen zu feyern. Noch gefährlicher ist es aber, aus kleinen Kanonen, Schlüßeln u. dgl. zu schießen, was doch öfters die Knaben thun. Junge Bursche brannten bey der Weinlese in Guben am 19. October 1809 ihre Pistolen öfters ab. Dieses lockte des Steinsegers Sohn, einen Knaben von eiff

Jahren an, seine kleine Kanone zu laden. Er brannte sie los, sie zersprang, und ein Stück davon slog ihm mit solcher Hestigkeit an den Kopf, daß es ihm die Hirnschale zerschmetterte, und er wie todt niederstürzte. Er lebte nur noch einige Tage, und starb unter den größten Schmerzen.

Im September 1811 wurde eine Bäuerinn zu Jonen in der Schweiz mit Zwillingen entbunden. Der Knecht wollte dieses glückliche Ereigniß durch Flintenschüsse feyern. Aber der Unbesonnene schoß das Gewehr nahe bey einer Scheuer los, welche mit Stroh gedeckt war. In der Scheuer war noch die ganze Ernte des Jahres. Das Dach fing Feuer, und in einer Stunde lagen 40 Häuser mit der Kirche, dem Pfarr- und Schulhause in Asche. — Wie nützlich ist die Verordnung, durch welche das Schießen bey frohen Ereignissen verbothen ist!

Zu Anfang Mays 1811 hatten sich in Wittesborn bey Sandersheim mehrere Mädchen zum Spinnen versammelt, zu denen sich bald einige junge Bursche gesellten. Einer von den letzteren nahm eine geladene Flinte, die hinter dem Ofen lag, schüttete das Pulver von der Pfanne, zielte im Scherze auf verschiedene Mädchen im Spinnkreise und drückte ab; aber das Gewehr ging nicht los. Ein Mädchen, Henriette Hofmann, die Tochter des verstorbenen Cantors, verwies ihm seine Unbesonnenheit mit den Worten: „Laß er das gut seyn, und richte er kein Unglück an.“ Er entgegenete scherzhaft: „Warte, dich will ich gut fassen,“ und sogleich hielt er die Flinte auf sie, und drückte ab. Der Schuß ging los, und das Mädchen fiel röchelnd zur Erde. Es starb in der nämlichen Minute, denn das Gehirn war ganz zerschmettert. —

Zu der Mitte Junius 1811 nahm der Gärtner zu *Tornow* in der Nieder-Laussß eine Flinte von der Wand, in der seit langer Zeit ein Schuß von grobem Schrotte steckte, ging damit ins Freye, und suchte sie abzufeuern. Da aber das Gewehr durchaus nicht los ging, lehrte er damit ins Haus zurück. Er sah eine Magd in der Küche stehen. Schnell nimmt er aus Scherz das Gewehr zum Gesichte, droht sie todt zu schießen, legt auf sie an, drückt ab — und was der Gärtner am wenigsten vermuthete — das Gewehr geht jetzt los, und die Magd stürzt zusammen. Der Schuß war ihr durch die Brust gedrungen. Alle Hülfe der Arzte war fruchtlos; sie starb wenige Tage darauf.

Einige Knaben zu *Beiz* in Schlessien, die gewohnt waren, die Zeit nach der Schule mit unnützen Ländereyen zuzubringen, gingen am 26. Junius 1812 mit einem alten Schießgewehre in den Garten. Die Magd des Hauses, eine stille, arbeitsame Person saß hinter einem Johannisbeer-Strauche, und pflügte Beeren für ihre Herrschaft. Der eine Knabe nimmt die Flinte, und zielt nach der Mauer. Der Schuß aus dem verrosteten Feuergewehre geht los, und das Mädchen liegt im Blute da. Der Arzt eilt sogleich herbey, erklärt aber auch die Wunde, weil der Schuß durch die Brust gegangen war, für tödlich.

Am 5. Julius 1810 both ein Soldat vom Regimente *Hiller* (jetzt Kaiser *Alexander*), dem Trödler *K** in *Wien* ein Feuergewehr zum Kaufe an. Der Trödler wollte das Schloß probiren, und fragte den Verkäufer, ob das Gewehr geladen sey. Erst als es dieser zweymahl verneinte, spannte er den Hahn, drückte ab, der Schuß ging los, und ein zwölf Schritte

von ihm stehender Riemergesell, Sebastian Sta m p f e l , stürzte nieder. Das Gewehr war scharf mit einer Kugel geladen, welche dem Unglücklichen den Schenkel ganz zerschmetterte.

Belohnte Dienstfertigkeit.

Am 6. April 1811 Morgens um 4 Uhr brach in dem Wagenschoppen des Gasthauses zum schwarzen Adler in der Leopoldstadt in Wien Feuer aus. Der Boden des Schoppens, welcher mit Heu, Stroh, Häcksel, Hafer und andern leicht zündbaren Sachen angefüllt war, loderte augenblicklich in fürchterlichen Flammen empor. Unter dem Schoppen selbst lagen Ballen mit Schaf- und Baumwolle und Seide, Fässer mit Branntwein u. dgl., wodurch das Feuer, wenn es dieselben ergriffen hätte, sich schnell und weit würde verbreitet haben. Der Hof selbst war voll Frachtwagen, auf welche Kaufmannsgüter von sehr hohem Werthe geladen waren. Es handelte sich hier um die Erhaltung oder den Verlust eines Werthes von einer halben Million Gulden.

Zu Folge der in Wien so vortrefflichen Feuerlösch-Anstalten eilten die Feuersprizen zu rechter Zeit schnell herbey, und suchten dem Feuer Einhalt zu thun. Seine Majestät der Kaiser, unser gütigster Monarch und großer Menschenfreund, begaben sich selbst an den Ort der Gefahr, leiteten huldreich die Löschanstalten und ermunterten die Arbeiter durch Worte und Ihre erhabene Gegenwart auf. Alles was Hände hatte, griff eifrig zu, die Wagen wurden aus dem Hofe, die Ballen und Fässer aus dem Schoppen geschafft, dem Feuer die

Nahrung entzogen, und dasselbe, ehe es weiter greifen konnte, glücklich gelöscht, ohne daß es nur den Schoppen allein ganz verzehrt hätte.

Unter den Arbeitenden befand sich auch ein Knabe von eils Jahren, Franz Kenz. So wie er an Alter der jüngste, so war er an Muth und Thätigkeit einer der ersten unter den Rettenden. Er scheute keine Gefahr, war überall voran, griff überall zu, und unternahm Arbeiten, die seine Kräfte weit zu übersteigen schienen. Mit der Abnahme des Feuers wuchs sein Vergnügen über die verminderte Gefahr, und dieses gab ihm neue Kräfte mitzuwirken, daß es ganz getilget würde. Endlich, wie schon alle Gefahr entfernt war, sank er von der außerordentlichen Anstrengung ganz ermattet, mit dem frohen Bewußtseyn, auch das Seinige nach Kräften beygetragen zu haben, auf einen Woll sack hin.

Seine Majestät, unser gütigster Monarch, bemerkten den Muth und Eifer dieses Knaben. Sie wurden gerührt, als Sie erfuhren, daß Franz Kenz, der in diesem Alter so herrlich sich auszeichnete, ein vater- und mutterlose Waise, ohne Hülfe, ohne alle Unterstützung von Verwandten sey. Höchst dieselben beschloßen sich des guten Kindes anzunehmen, und übergaben ihn dem Director des Waisenhauses, Herrn Bierthaler, zur Erziehung. Der gütige Monarch bezahlt das Kostgeld aus seiner Privat-Casse, und befahl, Höchst demselben Bericht zu erstatten, wann der Knabe die Gegenstände der Hauptschule vollendet haben wird, ob er durch seine Anlagen, Fähigkeiten und Sitten geeignet sey, und auch Lust bezeige, in einer Militär-Akademie zu einem braven Officiere, in einem Civil-Convict zu einem tüchtigen

gen Staatsdiener sich zu bilden, oder ob er lieber bey einem Meister ein taugliches Handwerk erlernen wolle.

Wer erkennet nicht in diesem schönen Zuge das menschenfreundliche Herz unsers gütigsten Landesvaters, der uns wie seine Kinder liebt, und sich väterlich des Verlassenen annimmt, wenn er der Hülfe würdig ist? Lernet auch aus dem Beispiele des Knaben, andern so viel zu dienen, als es in euren Kräften steht, und verehret die weise Vorsehung Gottes, die für jeden Menschen sorgt, wenn er gut und arbeitsam ist.

Esset und trinket nicht, was ihr nicht kennet, wenn es euch nicht von verständigen Leuten gereicht wird.

Ein Tagelöhner jätete in einem Garten nahe bey Pößneß im Koburg-Saalfeldischen das Unkraut aus, und warf es über die Gartenmauer auf den Weg. Darunter befanden sich Tollbeer-Stöcke, deren Beeren das gefährlichste Gift enthalten. Vermuthlich war der Same zu dieser Giftpflanze mit der Holzerde aus dem Walde, wo sie häufig wächst, in den Garten gekommen, und dort größer gewachsen. Der Tagelöhner kannte sie nicht, sonst würde er sie gleich vertilgt haben.

Am 17. September 1810 fanden sich nun am Wege, wo das Unkraut lag, mehrere Kinder ein, und spielten. Die rothen Beere gefielen ihnen; sie meinten, es wären Kirschen, sammelten sie, und aßen davon. Zwey Knaben, beyde vier Jahre alt, hatten eine ziemliche Portion davon verschlucket. Alle Kinder befanden sich darauf sehr übel, wurden aber durch ärztliche Hülfe gerettet. Die zwey Knaben aber, die am meisten Beere genossen hatten, bekamen den Abend noch und die ganze Nacht hindurch fürchterliche Anfälle von Raserey und

Zuckungen; Arme und Beine wurden in krampfhaften Bewegungen hin und her gezogen, die Augen herausgetrieben, der Mund war trocken wie Holz, und ein schrecklicher Schmerz durchwühlte den Unterleib. Der herbeigerufene Arzt merkte gleich, daß Vergiftung die Ursache dieser schrecklichen Zufälle sey, und verordnete Gegenmittel. Der eine Knabe wurde bald wieder hergestellt; der andere aber brachte vier Tage in den schmerzlichsten Anfällen von krampfhaften Zuckungen zu. Doch wurde auch dieser durch angewandte Arzneymittel des geschickten Arztes gerettet.

Zwey Knaben im Großfürstenthume Baden spielten in eben dem Sommer an einem Zaune, mit dem der Obstgarten geschlossen war. Dort sammelten sie mehrere sogenannte Wolfsbeere, die ein zerstörendes Gift enthalten. Anfangs spielten sie bloß mit denselben, dann aber kosteten und aßen sie davon. Beyde kannten die Beere nicht, und wußten also auch nicht wie schädlich sie wären. Adr wenige Stunden darauf bekam der eine Knabe, welcher die meisten gegessen hatte, ein großes Übelbefinden, schreckliches Bauchgrimmen, zuletzt Zuckungen, und er starb eher, als der Arzt, den man aus der entfernten Stadt zu Hülfe rufte, zur Rettung desselben Arzney verordnen konnte. Der andere Knabe, der nur einige Beere verschluckt hatte, erbrach sich mehr als zwanzigmal; er wurde zwar wieder hergestellt, aber er ist seit dieser Zeit taub.

Im Sommer 1810 wurde in Ulm vor einem Wirthshause ein Wagen frisches Heu abgeladen. Sogleich versammelten sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, mehrere Kinder um denselben, um sich im Heu herum zu tummeln. Zufällig findet ein Kind die Samenkapsel der Herbstzeitlose, die man auch

Heudüte oder Heugucken, wohl auch Ruheuter nennt, und dessen Same ein zerstörendes Gift enthält. Die Kapsel und besonders die in den Fächern derselben enthaltenen schwarzen Kerne gefielen den Kindern sehr. Jedes wollte mehrere haben, sie suchten im Heu, und fanden zu ihrem Unglücke nur zu viele. Anfangs spielten sie mit denselben; bald aber fiel es einem Kinde ein, die Kerne zu kochen und zu essen, was die übrigen nachmachten. Allein bald zeigten sich die Folgen ihrer unglücklichen Naschhaftigkeit. Alle bekamen heftiges Brennen und Schmerzen im Magen; und in kurzer Zeit wurde ihnen der Leib äußerst aufgetrieben. Die Ältern waren sehr bestürzt über diese ungewöhnliche Krankheit, welche alle Kinder so schnell befallen hatte, und erriethen gleich, daß sie schädliche Dinge müßten genossen haben. Sie wendeten, bis der Arzt kam, das gegen alle Arten von Vergiftungen heilsame Mittel an: nämlich sie ließen den Kindern häufig warme Milch trinken. Dadurch wurden nun die meisten Kinder gerettet, eines davon aber, ein Knabe von fünf Jahren, dessen Ältern dieses leichte, immer zur Hand stehende Mittel versäumt hatten, befand sich, als der Arzt kam, schon so übel, daß alle Hülfe fruchtlos war. Er starb noch denselben Tag unter schrecklichen Leiden, und wurde bis an den Tod von einem brennenden Durste gequält, der durchaus nicht gestillt werden konnte.

Der Seidenfärber P. D. in Wien nahm im Februar 1812 ein Fläschgen mit Vitriol-Öhl von einem Gestelle, wo er sonst zuweilen eine Bouteille mit Wein aufbewahret hatte, stellte dasselbe auf einen Stuhl, und entfernte sich auf einige Augenblicke aus dem Zimmer. Sein fünfjähriger Sohn sah das Fläschgen, meinte, es sey die Weinflasche, machte einen guten Trunk, und

stellte es an seinen Platz wieder hin, um nicht verrathen zu werden. Aber bald darauf fühlte er schreckliche Schmerzen im Unterleibe. Das Vitriol-Ohl fing an seine Eingeweide zu zerstören, und nach zwölf Stunden war er ungeachtet aller ärztlichen Hülfe eine Leiche.

Ein Hüttenbeamter zu Malapane ließ am 30. December 1811 eine kleine mit Vitriol-Ohl gefüllte Flasche, aus welcher er auf seinen künstlichen Feuerzeug nachzugießen pflegte, vor dem Fenster stehn. Sein kleiner Sohn, noch nicht zwey Jahre alt, ergriff bald nachher das Fläschgen, und da er vermuthlich glaubte, es wäre etwas zu trinken darin, setzte er es an den Mund, und leerte es völlig aus. Zehn Stunden darauf starb der Kleine unter den schrecklichsten Krämpfen und Zuckungen. Alle Gegenmittel, welche augenblicklich angewendet wurden, waren fruchtlos, weil dieses Ohl so scharf war, daß das Halstuch, auf welches das Kind beym schnellen Trinken verschüttet hatte, in Stücke zerfiel.

Diese Geschichten werden euch, liebe Kinder, hinlänglich warnen, nicht naschhaft zu seyn, und euch zu hütten, von etwas zu essen oder zu trinken, das ihr nicht kennet. Manche Gewächse haben ein sehr gutes Aussehen, sie locken an, aber ein zerstörendes Gift ist ihr Saft. Ihr werdet viele dieser Giftpflanzen in der Folge kennen lernen.

Entfernet glühende Kohlen von eurem Schlafgemache.

Bev dem Athemhohlen ziehen wir Luft ein, und stoß sie wieder auß. Davon kann man sich überzeugen, wenn man die Hand vor den Mund hält; man fühlt an derselben die ausgestoßene Luft. Die Luft muß zum Einathmen tauglich seyn, sonst kann man nicht athmen

(Luft schöpfen), man erstickt. Durch den Dampf glühender Kohlen wird die Luft, wenn sie in einem engeren Gemache oder Zimmer eingeschlossen ist, zum Einathmen ganz untauglich gemacht, man kann in derselben nicht Athem hohlen, man erstickt.

Bey Tage kann man sich wohl leicht helfen, wenn man sich aus dem Gemache, welches mit solcher Stickluft angefüllt ist, wegbegibt, Fenster und Thüren öffnet, daß eine reine Luft hinein dringen kann. Füllt sich aber das Gemach, während wir schlafen, durch glühende Kohlen mit solcher Stickluft, so hören wir während des Schlafes auf, Athem zu hohlen, werden eher betäubt, als wir die Ursache der Beängstigung einsehen, und wir erstickten. Daher ist es sehr rathlich, alle Kohlen aus den Schlafgemächern zu entfernen, damit uns kein solches Unglück widerfahre. Folgende Unglücksge-
schichten mögen zur Warnung dienen.

Fünf Gesellen und Lehrlinge eines Schmiedes hatten sich am 5. April 1811 zu Lemberg in Galizien über der kleinen Werkstätte, wo ein Haufen Kohlen glühete, sorglos schlafen gelegt. Durch die Ausdünstungen der Kohlen wurde das Gemach mit Stickluft angefüllt, und alle sechs lagen des andern Morgens so betäubt im Bette, daß man sie für todt hielt. Hätten die Unglücklichen doch besser auf der Feueresse nachgesehen, nie wären sie vom Kohlendampfe erstickt!

Dank sey es den wohlthätigen Anstalten zur Rettung für Scheintodte; alsogleich wurden Versuche gemacht, die Verunglückten zu beleben, und den fortgesetzten Bemühungen der menschenfreundlichen Ärzte gelang es, drey derselben wieder ins Leben zurück zu rufen; zwey konnten nicht mehr gerettet werden.

Noch übler machte es fast zu gleicher Zeit der

Hauseigenth mer H. J. in N*. Es war ein sehr kalter Winterabend. Er wollte das kleine feuchte Schlafzimmer während der Nacht recht warm erhalten, und legte in den blechernen Ofen, der in der Mitte stand, eine gute Tracht Steinkohlen. Dann ging er mit seiner Gattinn unbesorgt zu Bette. Aber beyde erwachten nicht mehr; sie waren vom Kohlendampfe ersickt, und alle angewandten Mittel, sie wieder zu beleben, waren fruchtlos. Könnte dieser Mann wohl die Gefahr, die er sich durch die Steinkohlen im Ofen bereitet? Ist es nicht gut, wenn man sich über Ursache und Wirkung belehren läßt? Werdet ihr wohl, liebe Freunde bey der Nacht den Ofen mit Kohlen heizen? Warum nicht?

In einem Hause der Stadt Wien hatte ein Thorsteher (Portier) zu seinem Spähaufenthalte eine kleine hölzerne Hütte, mit kleinen Fenstern versehen. In derselben saß er gewöhnlich bey großer Kälte, und guckte durch die Fenster, um die Leute aus- und eingehen zu sehen. Am 19. Jänner 1815 kam eine bekannte Frau auf Besuch zu ihm in diese Hütte, und klagte über Kälte. Um sie erwärmen zu lassen, brachte er eine Gluthpfanne mit glühenden Kohlen, auf welche er noch frische legte. Beyde schwagten ganz unbesorgt eine Weile mit einander. Auf einmahl fiel der Thorsteher ganz besinnungslos um. Darüber erschrak die Frau heftig, wollte aus der Hütte eilen, und um Hülfe rufen. Doch in der Verwirrung war sie nicht im Stande, das Schloß aufzusperren, und nach kurzem Verzögern ward auch ihr so übel, daß sie bewußtlos umsank. Doch hatte sie schon vorher so viel Lärm gemacht, daß Leute herbeygeeylt waren, welche die Hütte öffnieten, und augenblicklich ärztliche Hülfe leisteten, wodurch beyde wieder aus der tiefen Ohnmacht geweckt, und glücklich gerettet wurden.

Was war wohl die Ursache dieser Ohnmacht?

Hatte der Thorsteher wohl die schädlichen Wirkungen glühender Kohlen gekannt? Lasset euch belehren, liebe Freunde, und werdet durch fremden Schaden klug! —

Viele Leute haben die Gewohnheit, an strengen Winterabenden, bevor sie schlafen gehen, Holzpföcke und Klöße in den Ofen zu werfen, um Wärme und Glut durch die ganze Nacht bis zum andern Morgen zu erhalten. Auch dieses ist nicht rathlich. Es können brennbare Dinge, ohne daß man es gewahr wird, nahe an dem Ofen liegen, sich entzünden, das Zimmer mit Dampf und Rauch anfüllen, und das Leben der Schlafenden bedrohen. Wird aber ein Ofen von Eisenblech auf diese Art geheizt, der nicht gut verschlossen ist, so kann sich wieder von dem Dampfe des glühenden Holzes eine Stickluft erzeugen, die Lebens gefährlich ist. Nachfolgende Thatsache beweiset es.

Am 19. März 1812 legte sich ein Mann in Ofen des Abends mit seiner Schwester in einem kleinen Kämmerchen schlafen. Beyde liebten die Wärme sehr. Die Kammer war schon den ganzen Tag über durch einen Ofen von Eisenblech, der nur schlecht verwahrt war, tüchtig geheizt worden. Noch lag ein Haufe glühender Kohlen darin, und die Schwester legte wieder zwey Pföcke, so groß als sie Platz hatten, hinein, in der Hoffnung, daß sie am künftigen Morgen beim Aufstehen noch eine warme Stube haben würden, und ging sorglos zu Bette.

Aber die Kohlen im Ofen dampften so sehr, daß beyde im Schlafe betäubt wurden, zu athmen aufhörten, und leblos im Bette lagen. So fand man sie am spätem Morgen des andern Tages, als man die Thür ihrer Kammer mit Gewalt öffnete. Doch wurde ihnen das Glück zu Theil, durch die angestrengten Bemü-

hängen der Ärzte wieder belebt zu werden. Denn kaum hatte der geschickte Stadt-Arzt, Doctor Christen diesen Unglücksfall vernommen, so eilte er dahin, und wendete, von dem Apotheker Schmid und den Wundärzten Kirry und Wurzenberger thätig unterstützt, alle für solche Unglücksfälle gebräuchlichen Rettungsmittel unaufgesetzt an, und der Mann wurde Nachmittags, die Schwester aber erst Abends wieder zum Leben gebracht, und allmählich ganz hergestellt.

Aus dieser Lebensrettung sieht man auch, wie nützlich es sey, mit den Rettungsmitteln für Scheintodte recht bekannt zu seyn, und daß man fleißig mit diesen Versuchen fortfahren müsse, weil oft erst spät ein glücklicher Erfolg die angestrengten Bemühungen belohne.

Daß das Zimmer, wenn vor dem Schlafengehen Holz in oder auf den Ofen gegeben wird, mit Rauch sich füllen, und die Schlafenden ersticken könne, lehren nachfolgende Unglücksgeschichten.

Unvorsichtig schob eine Magd am 22. Jänner 1812 in Lemberg einen Wurzelstock in den irdnen Ofen, und verschloß das Ofenloch gut. Sie legte sich schlafen. In dem nämlichen Zimmer lag eine Witwe mit ihrem Sohne im Bette. Alle drey schliefen unbesorgt. Der Wurzelstock glimmte nur, rauchte sehr stark, der Rauch drang durch die Spalten des Ofens ins Zimmer, und füllte es so sehr an, daß alle in der größten Gefahr zu ersticken waren. Am Morgen fand man die Magd bereits todt, die Witwe und ihren Sohn mit dem Tode ringend. Man wendete alle Mittel zur Rettung der Letzteren an, aber ohne Erfolg. Sie starben nach wenigen Stunden.

Eine Bürgersfrau zu Bernburg legte am 19. März 1814 Abends vor dem Schlafengehen in und auf

den Ofen der Schlafstube, in welchem noch viele glühende Kohlen waren, nasses Weidenholz zum Trocknen, damit sie desto leichter mit dürrem Holze am andern Morgen einheizen könnte. Sie begab sich dann mit ihrem Manne und den zwey kleinen Kindern zu Bette. Des andern Morgens fand man alle vier leblos. Die nassen Weiden hatten sich theilweise entzündet, glimmten langsam fort, ohne in Flammen aufzulodern, und verbreiteten einen so dichten Dampf und Rauch in der Schlafstube, daß alle vier erstickten. Der Mann und die Kinder sind durch die angewandten Rettungsmittel wieder zum Leben gebracht worden; aber die Mutter ist ohne alle Hülfe todt geblieben.

Mögen alle Hausmütter und Dienstmägde durch diese Unglücksgegeschichte sich warnen lassen, nie Abends vor dem Schlafengehen Holz in oder auf den Ofen zu legen. Ein kleines glühendes Köhlchen, das sich noch im Ofen befindet, kann das Holz entzünden, wodurch ein erstickender Rauch und selbst Feuerbrünste entstehen können, welche, wenn alles schläft, am gefährlichsten und verderblichsten sind.

Die Dienstmägde pflegen auch öfters im Winter ihre Betten mit erhitzten Ziegeln, Stelnen, und ihre Kammer mit Kohlen zu erwärmen. Das ist eine höchst schädliche und äußerst gefährliche Gewohnheit, wie nachfolgende Geschichten beweisen.

In dem Städtchen L* gab eine Magd im Winter 1808 zwey Backsteine, welche sie vorher in der Glut des Ofens heiß gemacht hatte, mittelst der Feuerzange in den unteren Theil ihres Bettes, deckte sie mit der Federdecke sorgfältig zu, damit sich die Wärme allenthalben verbreite, und legte sich schlafen. Ihre Kammer war neben dem Zimmer ihrer Herrschaft. Der Herr pflegte lang in die Nacht, wenn schon alles schlief, zu lesen und zu arbeiten.

Auf einmahl fühlte er einen widrigen Geruch, wie von einem glimmenden Tuche. Er suchte in seinem Zimmer allenthalben genau nach, ob sich nicht etwas, vielleicht durch eine Lichtschnuppe entzündet habe. Wie er sich der Thür näherte, die in die Kammer der Magd ging, wurde der Gestank noch heftiger, und Rauch drang herein.

Der Herr öffnete nun die Thür, und eine sinkende Rauchwolke kam ihm entgegen. Das Bett der Magd dampfte über und über, und die Schlafende schnappte nach Athem. Erschrocken sprang sie auf, stürzte aber gleich zusammen, und ward von dem Herrn, der geschwind Thüren und Fenster öffnete, nachdem er das Bett mit Wasser begossen hatte, in die Luft gebracht, wo sie sich erhobte.

Was war nun die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses, welches sehr gefährlich hätte werden können? An den Backsteinen, welche die Magd ins Bett gelegt hatte, waren vernuthlich glühende Köhlchen hängen geblieben, oder es waren die Backsteine selbst glühend, von welchen das Bett sich entzündete, und rauchend fortglimmte. Wäre der Herr nicht dazwischen gekommen, so wäre die Magd erstickt, das Bett hätte in Flammen gegriffen, und vielleicht eine verheerende Feuerbrunst erregt, welche auch für die Herrschaft lebensgefährlich geworden wäre. Möchten doch alle Dienstleute diese und andere derley warnende Beyspiele beherzigen, und nicht um einer kleinen Bequemlichkeit willen — um ein erwärmtes Bett zu haben — Gesundheit, Leben und die Habe anderer in Gefahr setzen.

Casaana Wollan von K* gebürtig, und in Wien im Dienste, beklagte sich oft, daß ihre Schlafkammer, die kein Fenster und nur eine kleine Thür hatte, so kalt wäre. Im Winter 1808 glaubte sie diesem Ubel abzuhelfen, und saßte die übrige Blut von dem

Herde in eine Glutpfanne, gab Schmiedkohlen darauf, stellte sie neben ihr Bett, und legte sich schlafen nachdem sie vorher die Thür fest verschlossen hatte.

Am Morgen des andern Tages wartete die Herrschaft umsonst auf die Magd, welche gewöhnlich schon um 6 Uhr einkaufen gegangen, und längstens bis 7 Uhr zu Hause war, um das Frühstück zu bereiten. Man konnte sich das Ausbleiben nicht erklären, denn niemanden fiel ein, daß sie noch im Bette liegen könnte. Doch sah man endlich nach, und fand die Arme todt im Bette; sie war vom Kohlendampfe erstickt. Die schnell angewandten Rettungsmittel fruchteten nichts, sie war verloren!

Man jage niemanden muthwillig Schrecken ein.

Ein hoffnungsvoller Jüngling, der zu Kr. in Siebenbürgen studierte, hatte sich, da er erhitzt war, durch schnelle Abkühlung eine Lungenentzündung zugezogen, woran er, ungeachtet der ärztlichen Hülfe starb. Einige seiner Schulfreunde nahmen es über sich, die Nacht hindurch bey dem Todten zu wachen.

Einer von ihnen ging um elf Uhr Nachts fort, Wein zu holen. Die Zurückgebliebenen nahmen sich vor, mit dem Abwesenden, wenn er zurück käme, einen muthwilligen Spaß zu treiben. Der Todte wurde ins Nebenzimmer geschafft, einer von der Gesellschaft zog das Todtenkleid an, und legte sich in den Sarg, wo er mit dem weißen Tuche überdeckt wurde.

Jener, welcher um Wein gegangen war, brachte eine volle Flasche zurück; man trank, man scherzte viel, endlich wurde jener, welcher abwesend gewesen war, aufgefordert, dem Todten ein Lebewohl zuzutrinken. Kaum

hatte dieser die Worte: „Ein ewiges Liebewohl unserm todten Schulfreunde!“ ausgebracht, als der Student im Sarge sich aufrichtete, um zu danken; denn so hatte man's verabredet. Der andere, welcher von diesem muthwilligen Scherze gar nichts ahnete, gerieth darüber so in Schrecken, daß er todt zu Boden stürzte.

Was haltet ihr, liebe Freunde, von diesen Studenten, die bey dem Sarge ihres Schulfreundes so muthwilligen Scherz trieben? Wird ein gefühlvolles Kind bey dem Tode seines Mitschülers fröhlich, oder gar muthwillig seyn können? An was werden bedächtige Kinder bey einem so traurigen Ereignisse sich erinnern? Ist es wohl vernünftig, andern Schrecken einzujagen? Werden wohl diese Unbesonnenen durch die schrecklichen Folgen von ihrem sträflichen Muthwillen geheilt worden seyn?

Ehemahls war es sehr gewöhnlich, daß am Vorabende des Nikolaus-Festes am 6. December Leute als Bischof und Teufel verummmt in den Häusern herumgingen, die Kinder prüfeten, diejenigen, gegen welche die Ältern und Hausgenossen keine Klage anbrachten, besenkten, die bösen bestrafeten. Ja, oft zog der so verummmt Teufel einen schlimmen Buben an der Kette mit fort, und drohte, ihn in einen Brunnen zu werfen. Durch solche Mittel glaubte man damahls, die Kinder zum Gehorsam und zum Fleiße zu bringen. Eine Schreckensnacht war es für alle Kinder; denn jedes fürchtete, daß der Nikolaus dieses oder jenes von ihm erfahren habe, weswegen es zur Rede gestellt würde.

Schon bey dreyßig Jahren ist diese üble Gewohnheit, welche manchem Kinde Gesundheit und Leben gekostet hatte, hier zu Lande streng verbotthen, und doch

treiben hier und da noch einige diesen muthwilligen Scherz im Verborgenen.

Ein Knabe in W*, der durch Krankheiten von der ersten Kindheit an, viel gelitten hatte, gewöhnte sich an, eigensinnig zu seyn; weil ihm die Ältern, welche bey seiner Kränklichkeit zu viel Mitleiden mit ihm hatten, immer den eigenen Willen ließen. Oft wurde ihm gedroht, der Nikolaus werde schon kommen, und ihn abhohlen, wenn er seinen Starrkopf nicht bräche, aber er lachte darüber.

Als er nun eben am Vorabende des 6. Decembers 1812 wieder starrsinniger als jemahls war, nahm der Knecht im Einverständnisse mit den Ältern eine schwarze Larve, Bockshörner, einen schwarzen Schaspelz, trat so verummumt mit einer rasselnden Kette in der Hand unversehens in das Zimmer, und ging auf den Knaben los. Dieser aber stürzte, bey seinem Aufstecke zusammen, fiel in eine Ohnmacht, bekam Zuckungen, und wurde mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht. Doch der Schrecken hatte so auf seine Nerven gewirkt, daß er wahnsinnig wurde, irre redete, und noch jetzt bey jeder unangenehmen Überraschung in Zuckungen verfällt.

Ist es wohl gut, daß durch ein Gesetz streng verbothen ist, als Nikolaus verkleidet, die Kinder zu erschrecken? Was soll durch dieses nützliche Verboth verhütet werden? Wie wird den Ältern zu Muthe gewesen seyn, die ihren Sohn durch dieses gefährliche Mittel von seinem Eigensinne heilen wollten? Was hält man aber auch von einem eigensinnigen Kinde?

Stephan B* ein Knabe von acht Jahren in M* hatte vorigen Sommer das Wechselfieber, und legte sich öfters, wenn die größte Fieberhize vorüber war, in den Garten auf das Gras, wo er einschlies, und sich erhohl-

te. So lag er nun eines Nachmittags mit offenem Munde da, und die Sonne beschien ihn, daß die Schweißtropfen über sein Gesicht liefen.

Drey muthwillige Buben trafen ihn so an, welche eben mit Wassersprizen, die sie sich aus Holderstauden verfertigt hatten, einander ausprizten. Da fiel es einem Unbesonnenen ein, dem Knaben, der im tiefen Schlafe da lag, eine volle Ladung aus der Spritze ins Gesicht zu geben, und die andern ahnten sein böses Spiel nach. Aber der Arme erschrak so sehr darüber, daß er augenblicklich in Zuckungen verfiel. Bestürzt liefen die Buben davon; aber sie entgingen der scharfen Züchtigung nicht, die sie durch ihren sträflichen Muthwillen verdient hatten.

Ist es nicht ein trauriger Zustand, krank zu seyn? Soll man noch mit Kranken ein muthwilliges Spiel treiben, statt Mitleiden mit ihnen zu haben?

Ein Dienstmädchen in Gera hatte sich an einem Wintertage sehr müde gearbeitet, und sollte noch bis in die späte Nacht in der warmen Stube spinnen. Sie schlief hinter dem Spinnrade so fest ein, daß sie zu schnarchen anfang. Da ergriff die unbesonnene Hausfrau einen Krug, und goß dem Mädchen eine ziemliche Menge kaltes Wasser über den Kopf. Die arme Dienstmagd wurde dadurch so erschreckt, daß sie in Krämpf- und Zuckungen verfiel, welche nach und nach ihre Kräfte so verzehrten, daß sie in einigen Monathen eine Leiche war.

Zwey Hunde retten ihren Herrn.

Ein Bauer zu St. Meneshold ging im Sommer 1310 mit seinen zwey Hunden in den Wald. Er bestieg eine sehr hohe Eiche, um mit einer langen Stange die Ei-

cheln herabzuschlagen, die er für seine Schweine sammeln wollte. Aber er that einen Fehltritt, glitschte ab, und wäre mehr als fünf Klafter hoch herabgestürzt, wenn er nicht mit einem Fuße zwischen zwey gabelförmigen Backen eines Astes hängen geblieben wäre. Doch war seine Lage nicht viel besser. Er war mit dem Fuße fest eingeklammert, und hing mit dem Kopfe abwärts so, als wenn er bey den Füßen aufgehängt wäre. Dabey war er noch bey drey Klafter mit dem gestürzten Leibe von der Erde entfernt. Er fing an, gräßlich zu schreyen und um Hülfe zu rufen. Auf dieses Geschrey sungen beyde Hunde heftig zu bellen und gegen ihren Herrn zu springen an. Da sie hierdurch ihrem Herrn nicht Hülfe leisten konnten, fing der eine gräßlich zu heulen an, der andere aber lief nach Hause, und erhob in der größten Unruhe ein so klägliches Gewinsel, daß alle im Hause darüber ängstlich wurden. Da zog er den Knecht bey'm Rucke zur Thür, und lief hinaus. Der Knecht folgte ihm, und der Hund wies ihm den Weg zu seinem verunglückten Herrn. Eben kam er noch zu rechter Zeit, um denselben aus der peinlichen Lage zu befreyn. Beyde Hunde leckten ihm Hände und Gesicht, da sie ihn gerettet sahen. — Können uns nicht auch Thiere, besonders Hunde, unerwartete große Dienste erweisen? Wem werden sie wohl am ersten Dienste erweisen, dem, der sie neckt, oder der ihnen nichts zu Leide thut? Was lernt ihr daraus?

I n h a l t.

	Seite.
Die ehrliche Soldatenfrau.	5
Nothwendige Aufsicht über kleine Kinder.	8
Spieler mit dem Feuer nicht.	14
Der Vater der Armen.	16
Wer sich muthwillig in Gefahr begibt, kann in derselben umkommen.	18
Der menschenfreundliche Gastwirth.	23
Verschmähe die Warnungen anderer nicht.	25
Was du findest, gib zurück.	27
Vorsicht bey dem Baden.	34
Menschenrettung.	40
Trauet Quacksalbern nicht.	46
Ein Seitenstück zum barmherzigen Samaritan.	49
Lerne deinen Zorn unterdrücken.	51
Ein gutes Gewissen ist besser als große Schätze.	59
Seid vorsichtig bey euern Spielen und Unterhaltungen.	60
Ein Knabe rettet seinen Kameraden.	66
Verwahrt sorgfältig Feuer und Licht.	68
Die kleine Wohlthäterin.	71
Spieler nicht mit Schießgewehren.	72
Belohnte Dienstfertigkeit.	78
Esset und trinket nicht, was ihr nicht kennet, wenn es euch nicht von verständigen Leuten gereicht wird.	81
Entfernet glühende Kohlen von eurem Schlafgemache.	84
Man jage niemanden muthwillig Schrecken ein.	91
Zwey Hunde reiten ihren Herren.	94

